

WAS DIESES HEFT BRINGT

	Seite
<i>Hans Peter Johannsen</i> Die Dänisch-Deutschen Tage 1969	161
<i>J. J. Paulsen / Leon Jensen / Hartwig Schlegelberger</i> Grüßworte zum Dänisch-Deutschen Treffen 1969	163
<i>Fritz René Allemann</i> Wandlungen der deutschen Mentalität seit dem zweiten Weltkrieg	170
<i>Carl Erik Sørensen</i> Dänische Ökonomie und der europäische gemeinsame Markt	184
<i>Rolf Stödter</i> Die Zukunft der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft	195
<i>Asger Baunsbak-Jensen</i> Perspektiven im dänischen Schulwesen unter besonderer Berücksichtigung der Erwachsenenbildung	204
<i>Kurt Meissner</i> Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben der deutschen Volkshochschule	211
<i>H. Engberg-Petersen</i> Aufruhr der Jugend als Element der Auseinandersetzung zwischen den Generationen	219
<i>Joachim Oertel</i> Aufruhr der Jugend – Versuch einer Deutung	224
<i>Hans Peter Johannsen</i> Tondern und das Dänisch-Deutsche Treffen 1969	234

DIE AUTOREN DIESES HEFTES

J. J. PAULSEN, Bürgermeister, Tondern; DR. LEON JENSEN, Stadtpräsident, Flensburg; DR. HARTWIG SCHLEGELBERGER, Innenminister, Kiel; FRITZ RENÉ ALLEMANN, in der Bundesrepublik lebender Schweizer Journalist; CARL ERIK SØRENSEN, Professor an der Handelshochschule in Kopenhagen; DR. ROLF STÖDTER, Universitätsprofessor, Hamburg; ASGER BAUNSBÄK-JENSEN, Direktoratet for ungdomsundervisningen, Kopenhagen; DR. KURT MEISSNER, Direktor der Hamburger Volkshochschule; H. ENGBERG-PEDERSEN, Hochschulvorsteher, Askov; JOACHIM OERTEL, Direktor der Grenzakademie Sankelmark; DR. H. P. JOHANNSEN, Bibliotheksdirektor, Flensburg.

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden herausgegeben vom Grenzfriedensbund. Bezugspreis für V 3339 F 2,— DM, für V 3340 F 1,— DM jährlich. Für die mit Autornamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. Redaktion: Ernst Beier, 239 Flensburg, Waldstraße 40. Geschäftsstelle Husum, Theodor-Storm-Straße 9. Druck: Christian Wolff, Graphische Betriebe, Flensburg.

GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

DIE DÄNISCH-DEUTSCHEN TAGE 1969

fanden am 25. und 26. September auf Einladung der vier nordschleswigschen Kreisstädte in Tondern statt. Damit reihte sich dieses Treffen deutscher und dänischer Teilnehmer zu beiden Seiten der Grenze als achte Veranstaltung der Städte Flensburg, Hadersleben, Sonderburg, Tondern und Apenrade in die Reihe dieser auf kommunale Initiative zurück gehenden Unternehmung ein. Vom ersten Tage (1954) an bis zur Stunde ist — und das erscheint als gutes Zeichen — manches Grundsätzliche zum größeren oder kleineren Ruhm, zum richtigen oder weniger richtigen Plan der Programme gesagt worden. Dem einen waren sie zu akademisch, dem anderen zu wenig „gepfeffert“, dem dritten zu „blauäugig“, dem vierten aber erschienen sie als notwendiger Kristallisationspunkt der Gedanken der Zeit im Grenzlande. Es braucht nicht begründet zu werden, daß die „Grenzfriedenshefte“ diese Tage an der Grenze mit ihren Vorträgen, künstlerischen Ereignissen und nachbarlichen Einzelgesprächen von der eigenen Zielsetzung aus begrüßen. Stets wurde darüber berichtet und positiv kommentiert. Wir meinen, daß die Zeit reif ist für diese an den örtlichen Verhältnissen gemessen großzügigen Veranstaltungen. Sie bringen Information, an der es fehlt, und sie tragen zu einem „Betriebsklima“ bei, daß dazu führen kann, daß etwa anstehende strittige Fragen vielleicht in einer sachlicheren Atmosphäre als früher behandelt werden können. Gut Ding will Weile haben. Auch Rom wurde nicht an einem Tage erbaut. Und von billigen Verbrüderungsgesprächen, die gelegentlich als eine Gefahr an die Wand gemalt werden, will ganz sicher kein Kenner der Verhältnisse etwas wissen. Wir glauben, daß den Veranstaltern von Anfang an die inneren Schwierigkeiten wie auch die vielfältig möglichen äußeren Komplikationen bekannt gewesen sind und teilen die Meinung, daß man sich besser nicht umarmt, sondern recht nüchtern gegenseitig um Verständnis und Vertrauen wirbt.

Das Tonderner Programm nahm auf wichtige Fragen der Zeit in beiden Ländern Bezug und beschritt in der Abhaltung einer nordschleswigschen Kaffeetafel einen neuen und vielversprechenden Weg, den man nur zur Nachahmung empfehlen kann. Hier war

schon etwas vom Grenzland zugegen, auf andere Weise als in Vorträgen, die mit heimatlichen Themen im übrigen ja auch bei früheren Gelegenheiten nicht fehlten.

Wir freuen uns, mit freundlicher Unterstützung der Vortragenden und nach freundschaftlicher Absprache mit Vertretern der gastgebenden Stadt Tondern fast das gesamte Programm hier bringen zu können, so daß unser Heft 4/69 auf diese Weise eine Art Sonderheft werden konnte.

Dr. J.

Grußworte zum Dänisch-Deutschen Treffen 1969

J. J. PAULSEN • BÜRGERMEISTER • TONDERN

Ærede gæster! De 4 nordslesvigske købstæder står som indbydere til dette dansk-tyske stævne, der afholdes her i Tønder i dagene 25. og 26. september. På indbydernes vegne har jeg den ære at byde alle et hjerteligt velkommen.

Et særligt velkommen byder jeg repræsentanterne for henholdsvis den slesvig-holstenske regering og den danske regering d'herrer indenrigsminister dr. Schlegelberger og forsvarsminister Ninn-Hansen, idet jeg takker for den interesse for stævnet på højeste sted, som d'herrer ministres tilstedeværelse her i dag er udtryk for. En særlig velkomst vil jeg også gerne rette til repræsentanterne for Flensborg by med en tak for det gode samarbejde gennem årene.

Desværre må vi ved denne lejlighed savne borgmestrene fra Haderslev og Sønderborg, der begge ligger på sygehus med brækket ben. Må det være os tilladt herfra at sende en hilsen til deres sygeseng med tak for deres medvirken gennem alle år i opbygningen af disse stævner.

Vi har tidligere afholdt tilsvarende stævner i Aabenraa og Haderslev, og vi er veltilfredse med, at de 4 nordslesvigske byer har kunnet samles om denne opgave at skabe et sidestykke til Flensborgdagene, der tog sin begyndelse allerede i 1954. Det er af allerstørste betydning, at der i det slesvigske område opbygges et snævert samarbejds- og fællesskabsforhold, der kan bygge bro mellem vore to nationer og berede vejen til en virkelig europæisk fællesskabsfølelse. Skal Europa bevare fremtidsmuligheder, er det europæiske fællesskab en nødvendighed.

Vi her i det slesvigske område har på grund af historisk sammenhørsforhold bedre forudsætning for at være brobyggere for dette fællesskab end andre områder, men er jo på den anden side belastet med nationale modsætningsforhold, som det er denne generations forpligtelse til at overvinde uden at give afkald på kærlighed til eget land og folk. Vi har her mulighederne, blot vi har evner og kræfter til den indsats, der i så henseende skal udøves.

Lad disse dage være med til at fæstne dette mål. — Velkommen til Tønder.

*

Sehr geehrte Gäste! Die vier nordschleswigschen Städte — Haderslev, Sønderborg, Aabenraa und Tønder — laden zu diesen Dänisch-Deutschen Tagen, die am 25. und 26. September hier in Tønder stattfinden, ein. Im Namen der Einladenden habe ich die Ehre, alle herzlich willkommen zu heißen.

Leider müssen wir bei dieser Gelegenheit die Bürgermeister aus Haderslev und

Sønderborg vermissen, da beide mit gebrochenem Bein im Krankenhaus liegen. Es darf uns von hieraus erlaubt sein, einen Gruß an ihr Krankenbett zu senden mit dem Dank für ihre Mitwirkung alle Jahre im Aufbau dieser Tagungen.

Wir haben früher entsprechende Tagungen in Aabenraa und Haderslev abgehalten und sind sehr damit zufrieden, daß die vier nordschleswigschen Städte sich zu dieser Aufgabe zusammengefunden haben, um ein Gegenstück zu den Flensburger Tagen, die schon im Jahre 1954 ihren Anfang nahmen, zu schaffen.

Es ist von allergrößter Bedeutung, daß in dem schleswigschen Gebiet eine enge Zusammenarbeit und Gemeinsamkeit aufgebaut wird, die Brücke zwischen unseren beiden Nationen werden kann und damit den Weg für ein wirkliches europäisches Gemeinschaftsgefühl bereitet. Soll Europa seine Zukunftsmöglichkeiten bewahren, ist die europäische Gemeinschaft eine Notwendigkeit.

Wir in dem schleswigschen Gebiet haben hier auf Grund historischer Verbundenheit bessere Voraussetzungen als andere Gebiete, Brückenbauer dieser Gemeinschaft zu sein, aber wir sind ja andererseits mit nationalen Gegensätzen belastet, Gegensätzen, die zu überwinden dieser Generation zukommt, ohne der Liebe zum eigenen Land und Volk zu entsagen.

Die Möglichkeiten haben wir hier, wenn wir nur die Fähigkeiten und Kräfte dazu haben, den Einsatz in dieser Beziehung auszuüben.

Laßt diese Tage helfen, dieses Ziel zu festigen. Willkommen in Tønder.

DR. LEON JENSEN • STADTPRÄSIDENT • FLENSBURG

Ich möchte zunächst den Veranstaltern des „Dänisch-Deutschen Treffens 1969“, den Städten Apenrade, Hadersleben, Sønderburg und Tønder, im Namen aller Gäste aus Deutschland herzlich für die Einladung zur Teilnahme danken. Alle Gäste wünschen Ihnen, daß Sie mit dem guten Programm dieses Treffens den verdienten Erfolg haben werden.

Selv glæder jeg mig ganske særligt over, at det dansk-tyske møde 1969 finder sted i Tønder, fordi mine tidligste barndomsminder knytter sig til denne gamle, skønne marskby. Når jeg fik lov at besøge min bedstemor, som boede i Verlath, kom mine forældre og jeg med banen til Tønder, tog ind på „Weißer Schwan“ og kørte med den gule postvogn over Aventoft til Verlath. Siden de tid holder jeg meget af byen Tønder og glæder mig derfor over, at jeg i to dage må lade denne bys særegne atmosfære virke på mig, tilmed ved et dansk-tysk møde.

De, kære Borgmester Paulsen, vil som vært lade Deres gæster, danske og tyske, nyde den uforlignelige nordslesvigske gæstfrihed. Derfor vil jeg gerne allerede nu ved åbningen af dette møde på alle tyske gæsters vegne sige Dem hjertelig tak.

Solange die „Flensburger Tage“ und die „Dänisch-Deutschen Treffen“ veranstaltet werden, fragen sich diejenigen, die sich für sie verantwortlich fühlen, ob mit ihnen das erstrebte Ziel erreicht werde. Sie haben sich weiter gefragt, ob das mit dem Inhalt, den wir ihnen gegeben haben, überhaupt erreicht werden könne. Diese Fragen werden heute auch von dritter Seite aufgeworfen. Wir müssen sie beantworten.

Herr Redakteur Björn Svensson hat in interessanter Weise und sehr pointiert Zweifel darüber geäußert, ob diese Treffen den in sie gesetzten Zweck erreichten.

Er erhebt den Vorwurf, daß Explosivstoff nicht behandelt werde. Das sei falsch, so meint er, besonders deshalb, weil es an solchem nicht fehle. Er nennt in diesem Zusammenhang die Gedenkstätten im Grenzland, den 9.4.1940, die Nazizeit, die Minderheitenpolitik und die Wahlrechtsfrage. Was den grundsätzlichen Inhalt der Kritik von Björn Svensson angeht, so stimme ich ihm zu. Was aber seine Beispiele angeht, so meine ich, daß „heiße Eisen“ nur erörtert werden sollten, wenn sie es noch sind, aber nicht mehr dann, wenn die Entwicklung der Zeit über sie hinweggegangen ist. Wenn ich davon spreche, daß über manche „heiße Eisen“ die Zeit hinweggegangen sei, dann will ich damit nicht sagen, daß sie vergessen sind. O nein, sie sind es nicht! Wer hätte nicht Verständnis dafür, daß der 9. April, die Nazizeit, die Besetzung durch deutsche Truppen Ereignisse waren, die jeden Dänen tief verletzt haben. Das wissen wir Deutschen sehr genau. Uns bedrückt und beschämt, daß solche Dinge im Namen Deutschlands geschehen konnten. Aber was würde es nützen, darüber zu sprechen? Man verstehe mich nicht falsch: ich meine nicht, daß man sie totschweigen soll. Das kann man nicht, ich sagte es schon. Aber ich meine, daß man nur solche „heiße Eisen“ ansprechen sollte, die aktuell sind. Ich meine, daß wir Schleswiger, Deutsche und Dänen, nördlich oder südlich der Grenze, inzwischen in unserm Verhältnis zueinander jene Unbefangenheit gewonnen haben, die es uns erlaubt, offen alle uns angehenden Fragen und Probleme zu erörtern.

Aber, meine Damen und Herren, haben die „Flensburger Tage“ und die „Dänisch-Deutschen Treffen“ wirklich vornehmlich die Aufgabe, nur Grenzprobleme zu erörtern? Ich meine, nicht! Sie haben in erster Linie die Aufgabe, über uns Schleswiger Dänen und Deutsche beiderseits der Grenze einander näherzubringen, Verzerrungen in den gegenseitigen Vorstellungen abzubauen und damit ein gutnachbarschaftliches Verhältnis zu schaffen. Nicht mehr, meine Damen und Herren, und zwar deshalb nicht, weil für mehr noch alle Voraussetzungen fehlen. Seien wir also sehr behutsam.

Wir leben in einer Zeit unerhörter Veränderungen unserer Lebensgrundlagen. Hinter uns steht eine Generation, die nüchterner denkt als wir. Sie ist nicht belastet durch eigene negative Erlebnisse, deren Meisterung uns, der älteren Generation, so schwer zu schaffen macht. Die junge Generation arbeitet bewußt für die Zukunft. Sie erkennt klarer als wir die Notwendigkeit gemeinsamer Arbeit über die Grenzen hinweg, um gemeinsame Interessen gemeinsam vertreten zu können. Wir älteren können der

jungen Generation dabei helfen, indem wir uns über die Grenze hinweg besonnen und unbefangen menschlich begegnen. Wir Schleswiger beiderseits der Grenze sind besser als alle anderen in der Lage, ein gutes Nachbarschaftsverhältnis zwischen Dänemark und Deutschland zu schaffen, denn wir kennen die Menschen beider Länder, ihre Sorgen und Nöte aus eigenem Erleben. Darin, meine Damen und Herren, liegt der Sinn unserer beiderseitigen Grenzlandtreffen und die Rechtfertigung dafür, daß wir bei ihnen Fragen und Probleme ansprechen, die nicht nur das Grenzland, sondern beide Länder in ihrer Gesamtheit angehen. Das ist die besondere Verpflichtung, die wir Schleswiger, seien wir nun Dänen oder Deutsche, für das Verhältnis unserer Länder zueinander haben.

Tillad mig at afslutte min hilsen med følgende Bemærkninger:

Prof. dr. Troels Fink har på en måde, der har gjort dybt indtryk, bekendt, at han altid har været sønderjyde, da han aldrig har skullet afgøre sig mellem tysk eller dansk. Det behøvede jeg heller ikke. Men jeg har altid følt mig som slesviger og er i dag mere end nogensinde overbevist om, at slesvigeren findes, præget af dette lands historiske udvikling. Her findes dansk sindede og tysk sindede mennesker, men begge er slesvigere. Lad os være lykkelige for, at vi, danske og tyske, mødes i kærlighed til den fælles hjemstavn. Ud af denne fremgår vor fælles forpligtelse overfor vor hjemstavn som grænseland mellem Danmark og Tyskland. En del af denne forpligtelse opfylder vi med vore fælles møder. Og dermed er deres berettigelse givet.

DR. HARTWIG SCHLEGELBERGER • SCHLESW.-HOLST. INNENMINISTER

Meine sehr geehrten Damen und Herren! Die schleswig-holsteinische Landesregierung entbietet dem Dänisch-Deutschen Treffen Tondern 1969 einen herzlichen Gruß. Insbesondere habe ich den Auftrag, Ihnen die besten Wünsche des Herrn Ministerpräsidenten Dr. Lemke zu übermitteln, der entgegen seiner ursprünglichen Absicht wegen anderer dringender politischer Verpflichtungen heute hier nicht unter Ihnen sein kann.

Ich mache mich sicherlich zum Sprecher aller Gäste, wenn ich erkläre, daß wir den Besuch bei Ihnen nicht etwa als eine höfliche Pflichtübung des Protokolls oder der Gewohnheit empfinden, sondern daß wir mit ganzem Herzen dabei, daß wir also Engagierte dieses Tages sind. Aber gerade dieses persönliche Engagement verpflichtet, die Gefühle im Zaum zu halten und das Gebot des politischen Maßstabes zu beachten. Darum muß diesem herzlichen Gruß und dem Bekenntnis zu der Veranstaltung die nüchterne politische Feststellung folgen, daß dieses Dänisch-Deutsche Treffen 1969 sicherlich weder Geschichte machen wird noch machen will.

Das ist keine Unhöflichkeit, aber auch kein Versehen, sondern ich sage dieses mit allem Nachdruck, weil ich gerade mit jener Feststellung diesem Vorhaben den besonderen Respekt für die Planung und Durchführung einer eben in sich begrenzten politischen Aufgabenstellung bezeugen möchte.

Politische Sternstunden der Menschheit und der Geschichte sind Geschenke, die die Götter uns ungläubig gewordenen Menschen der neuesten Neuzeit offensichtlich versagen. Wir können wohl auf diese Sternstunden hoffen, auf jene Sternstunde, die das Europa in Frieden und Freiheit bringt. Doch eine Politik, die darauf allein baut, wäre nichts als Illusion. Auch alle Kraft der Begeisterung reicht nicht aus, wir werden die Sterne vom Himmel nicht herunterholen, und wir werden diese Stunde nicht erzwingen. Aber die Macht der Begeisterung wie der Gefühle kann gerade, weil sie jenes nicht erreicht, uns leicht dazu verführen, eigene Sterne zu schaffen und diesem Irrlicht des Spektakulären nachzulaufen. Vor dieser Gefahr, jenem Produkt von Ungeduld und Kleinmut, stehen wir alle. Doch es gibt keine Wunder, sondern nur die sehr harte Realität, in der wir alle miteinander in der logischen Kette von Ursache und Wirkung gebunden sind. Das heißt, auf unser persönliches Verhalten kommt es an. Das ist bedrückend, aber kann uns auch stolz und frei machen. In die Problematik unserer Zeit und dieses Raumes übersetzt, heißt das ganz schlicht: Die Politiker, die einst das wirtschaftlich und politisch geeinte Europa schaffen werden, müssen es aus *dem* geistigen Stoff gestalten, der sich ihnen bietet. Ob uns der Ruf und die Berufung zu geschichtlich wirkender Tat gegeben ist, muß fraglich erscheinen. Sicher aber ist eines, uns hat die Zeit die Aufgabe gesetzt, in mühseliger Kleinarbeit die geistige Grundlage des europäischen Menschen von morgen zu schaffen. Die Geschichte wird uns hierbei keine Kränze flechten. Wir müssen vielmehr in uns selbst den Glauben an diese Arbeit suchen. Und diese Arbeit verlangt innere geistige Disziplin, Redlichkeit und Stetigkeit. Das sind aber genau die drei Elemente, die seit 1954 Ihre Veranstaltungen getragen und geprägt haben. Deutsch-Dänisches Treffen in bewußter Kenntnis, was uns trennt und was uns bindet, das ist die Herausforderung des modernen Menschen, der Gefahr läuft, in dem Streben nach Sicherheit und dem Wunsch nach geistiger Problemlosigkeit seine Individualität, sein persönliches Ich zu verlieren. Es ist die Herausforderung an jeden von uns hier oben zum Anderssein, die Herausforderung zum bewußten Sich-selbst-sein-wollen als Däne oder als Deutscher im verpflichtenden europäischen Miteinander. So wächst in der Auseinandersetzung zwischen Dänisch und Deutsch über das Volkstumsmäßige hinaus dieses Mühen um die Erhaltung der beiden Minderheiten, also der volklichen Individualität zu einem gesellschaftspolitischen Auftrag an ein künftiges Europa, nämlich daß dieses Europa von morgen nicht von einer indifferenten, gleichförmigen und nivellierten Masse, sondern von der Individualität volklicher und menschlicher Art getragen werden möge. Das schon fast zum Schlagwort gewordene Wort von der Demokratisierung heißt eben nichts anderes als die Achtung vor dem anderen, sei es als Volk, sei es als Person,

und zugleich die Sorge, daß in der gesellschaftspolitischen und politischen Meinungsbildung nicht die Zahl herrsche, sondern daß das spezifische Eigengewicht einer Meinung seinen Aussagewert behalte. Mit dieser These sei zugleich noch einmal unsere Auffassung von dem Wert und der Aufgabe der Minderheiten Umrissen und bestätigt.

Die schleswig-holsteinische Landesregierung bedauert zutiefst, daß der Beitritt des Königreichs Dänemark in die EWG sich immer noch nicht verwirklicht hat. Sie wird sich auch weiterhin mit allen Kräften für eine Lösung dieses Problems einsetzen, insbesondere auch dafür, daß der Beitritt der skandinavischen Staaten im gleichen Zuge mit der Aufnahme Großbritanniens gelöst wird. Sie lehnt jede zeitliche Reihenfolge zum Nachteil Skandinaviens ab. Wir wissen voller Verständnis, wie schwer es für das Königreich Dänemark aus politischen, wirtschaftlichen und psychologischen Gründen ist, diese Übergangszeit zu überbrücken. Doch ich darf diese Gelegenheit benutzen, um im Namen der schleswig-holsteinischen Landesregierung die führenden dänischen Politiker zu bitten, sich nicht von Mitteleuropa abzuwenden. Denn die Erfahrung allein schon mit den beiden Wirtschaftsblöcken von EWG und EFTA hat gezeigt, daß jede neue Blockbildung auf die Dauer nicht nur die wirtschaftlichen, sondern auch die geistigen Ströme beeinflusst. Hier aber, in diesem Raum, wünschen wir ein starkes Pulsieren der Kraftströme von Norden und Süden. Und wir sind überzeugt, daß der Wettbewerb der Geister, der sich hier ohne Schranken vollzieht und vollziehen soll, Kräfte erzeugt, die die geistige Integration Nord- und Mitteleuropas ermöglichen.

Welch besseres Symbol für das, was uns vorschwebt, ist dieser Begegnungsort hier, diese schöne Stadt Tondern. Im Königreich Dänemark gelegen, hat sie zu gleichen Teilen die Liebe von Dänen und Deutschen. Wir sind froh, hierherzukommen, und wir fühlen uns hier wohl. Das ist das, was wir unter der europäischen Transparenz der Grenzen verstehen. Und wir sind sicher, daß mit deren Verwirklichung überall im übrigen Europa das Problem der Grenzziehung sich wesentlich entschärfen würde. Dieser Raum hier oben, so wenig er in seiner Stille Faszination nach außen ausstrahlen mag, ist europäische Verheißung; denn wir leben nicht nur als Nachbarn. Wir leben bewußt mit einer gemeinsamen Geschichte; wir sind uns bewußt, daß in unsere Hand die Verantwortung der Gegenwart gelegt ist, und wir haben die Chancen der Zukunft.

In fünfzehn Jahren haben Sie, die Sie dieses Dänisch-Deutsche Treffen veranstalten, in selbstloser Bescheidenheit Stein auf Stein gesetzt. Dieser politische Bürgersinn verdient Dankbarkeit und Anerkennung. Meine Flensburger Freunde werden Verständnis haben, wenn ich in dieser Stunde als Gast im Nachbarland Dänemark einen ganz besonderen Dank der schleswig-holsteinischen Landesregierung den vier

Bürgermeistern der Städte Tondern, Apenrade, Hadersleben und Sonderburg für ihr verdienstvolles Wirken sage. Mögen diese Tonderner Tage jene Kraft erhalten, die in sich selbst ruht, den Auftrag unserer Zeit zu erfüllen, eine staatliche und menschliche Gesellschaft zu bilden, in der volkstumsmäßige und persönliche Individualität und Freiheit und gewollte und bewußte Verpflichtung zur Gemeinsamkeit in sinnvolle Übereinstimmung gebracht werden, für den Dänen in Deutschland, für den Deutschen in Dänemark, für uns alle in Europa.

Wandlungen der deutschen Mentalität seit dem zweiten Weltkrieg

Jede Aussage über ein Thema wie dieses muß mit klaren Einschränkungen und Abgrenzungen beginnen. Wer die Mentalität eines Volkes in einem bestimmten Abschnitt seiner Geschichte zu erkunden und zu definieren unternimmt, ist notwendigerweise darauf angewiesen zu generalisieren und in groben Strichen zu zeichnen: jedes Volk setzt sich nun einmal aus einer Vielzahl von Individuen mit sehr verschiedenen, ja gegensätzlichen Vorstellungen, Tendenzen, Charakteristiken zusammen. Schon deshalb sind Verallgemeinerungen immer gefährlich: man kann nur gewisse *vorherrschende* Züge herausarbeiten, muß sich aber dabei immer bewußt bleiben, daß es stets auch Gegenströmungen gibt, die das Bild komplizieren. Dazu kommt, daß mit wenig Begriffen soviel Mißbrauch getrieben wird wie mit dem des *Nationalcharakters*. Die Vorstellung, jedes Volk trage bestimmte unveränderliche und gleichsam vorgegebene Wesenszüge an sich — eine Vorstellung, die keineswegs nur dem nationalsozialistischen Rassismus zugrunde lag, sondern auch von dessen Gegnern allzuoft übernommen und kultiviert wurde —, ist zutiefst unhistorisch. In Wahrheit ist dieser Charakter ein Produkt der Geschichte — und das heißt, daß er im Prozeß der geschichtlichen Erfahrungen einschneidenden Wandlungen unterliegen kann: Wandlungen in Gestalt langsamer Evolution wie jäher Mutation.

Das gilt besonders für Deutschland, dessen Geschichte durch vielfältige Brüche und einen auffälligen Mangel an Kontinuität gekennzeichnet ist (Hölderlin nannte seine Landsleute um die Wende des 18. Jahrhunderts noch „tatenarm und gedankenvoll“; für die Deutschen der nationalsozialistischen Ära würde die umgekehrte Feststellung — tatenvoll und gedankenarm — eher zutreffen). So wäre es verwunderlich, wenn der tiefe Einschnitt von 1945 nicht auch entsprechend tiefe Spuren in der kollektiven Psychologie, dem Bewußtsein und in der Reaktionsweise des deutschen Volkes hinterlassen hätte. Von ihnen soll heute die Rede sein. Allerdings: kein Volk kann seiner Geschichte entfliehen. Auch über eine noch so radikale Katastrophe hinweg wird immer manches vom Erbe der Vergangenheit nachwirken. Das gilt in Deutschland etwa für die schwere Last der obrigkeitsstaatlichen Tradition, die sich in der Epoche der fürstlichen Kleinstaaterie herausgebildet, in der des militärisch-bürokratisch geformten Nationalstaats verfestigt und in manchen Zügen bis in unsere Zeit hinein erhalten hat. Aber nicht davon möchte ich heute sprechen. Mir kommt es vielmehr darauf an, die *Wandlungen* nachzuzeichnen, die sich im komplizierten Geflecht der nationalen Mentalität unter dem Erlebnis des Nationalsozialismus und seines Zusammenbruchs vollzogen haben.

Dabei scheint es mir aber nötig, von vornherein ein verhängnisvolles Mißverständnis auszuschalten. Wenn ich davon ausgehe, daß die Deutschen *in der Bundesrepublik* — und nur von ihnen ist hier die Rede — gerade durch die Erfahrung des sogenannten Dritten Reiches in mancher Hinsicht auf eine neue, der deutschen Tradition widersprechende Bahn gedrängt worden sind, dann bedeutet das in keiner Weise, daß sie diese Erfahrung „bewältigt“ hätten.

Was dem Wandel zugrunde liegt, den ich zu analysieren versuche, ist nicht ein Vorgang *moralischer* „Reinigung“ und radikaler innerer Umkehr: dergleichen kann zwar vom einzelnen, aber kaum von einem ganzen Volke erwartet werden. Der Philosoph Karl Jaspers hat zweifellos recht, wenn er feststellt, daß die Deutschen den Nationalsozialismus nicht verarbeitet hätten, daß von einer gründlichen moralischen Erneuerung überhaupt nicht gesprochen werden könne. Nur meine ich, daß es einfach nicht angeht, *politische* Postulate auf einen ethischen Regorismus und Perfektionismus zu begründen, wie das Jaspers tut.

Zweifellos haben die Verbrechen des Dritten Reiches nach seiner Niederlage mancherorts ein heilsames Erschrecken ausgelöst und den Willen geweckt, dafür zu sorgen, daß dergleichen nicht noch einmal im Namen des deutschen Volkes geschehen dürfe. Aber das darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Schock, den die zwölf Jahre der Hitlerherrschaft hinterlassen haben, im allgemeinen eher *verdrängt* als verarbeitet („bewältigt“) worden ist.

Nur darf man aus dieser Einsicht nicht den Schluß ziehen, daß die Veränderungen, die sich in der Haltung des Durchschnittsdeutschen seit dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus vollzogen haben, deswegen belanglos und oberflächlich seien. Wollen wir das Wesen dieser Veränderungen verstehen, dann müssen wir uns die Situation vor Augen halten, in der sich das deutsche Volk am Ausgang des zweiten Weltkrieges dort befand, wo es — nach einem Interregnum der Besatzungsherrschaft — sein Leben mehr oder minder frei neu gestalten konnte — also im westlichen Teil des geteilten Landes: in der Bundesrepublik. Das Verständnis dieser Situation jedoch erschließt sich erst dann, wenn wir die Unbefangenheit aufbringen, deren es bedarf, um die *geschichtliche Rolle des Nationalsozialismus* jenseits aller ideologischen und ethischen Wertungen nüchtern zu untersuchen.

Die nationalsozialistische Herrschaft stellte den Höhepunkt eines *revolutionären* Prozesses dar, in den Deutschland nicht erst 1930 oder gar 1933, sondern im Grunde schon 1914 eingetreten war und der die traditionellen Grundlagen der deutschen Gesellschaft zutiefst erschüttert hatte. Gewiß wurde nicht nur das Deutsche Reich von diesen Erschütterungen heimgesucht; man kann mit guten Gründen den ersten Weltkrieg nicht nur als einen Machtkampf zwischen den imperialistischen Mächten, sondern auch — jedenfalls in seinen Auswirkungen — als die mächtigste Triebkraft der Weltrevolution betrachten, die weittragende soziale Umwälzungen in Gang setzte.

Aber in Deutschland, das aus dieser Auseinandersetzung als Besiegter hervorging, war dieser revolutionierende Effekt des Krieges besonders intensiv spürbar.

Zwar ließ die Revolution von 1918, die mit der Weimarer Republik erstmals die Heraufkunft eines parlamentarisch-demokratischen Systems westlichen Stils ermöglichte, die traditionellen *gesellschaftlichen* Strukturen im wesentlichen intakt. Wohl gab sie einen Anstoß zu manchen kühnen Experimenten, etwa im Erziehungswesen, und zu einer ungewöhnlich lebhaften intellektuellen Bewegung, die ihren Ausdruck in der kulturellen Hochblüte der „goldenen zwanziger Jahre“ fand. Aber in den breiten Schichten der Bevölkerung ließ diese Scheinrevolution zunächst eine im wesentlichen traditionalistische, obrigkeitsstaatlich-autoritär geprägte Haltung intakt: mit einiger Übertreibung, aber nicht ganz zu unrecht hat man von der Weimarer Republik als „Republik ohne Republikaner“ sprechen können.

Gleichzeitig jedoch zerstörten die *ökonomischen* Folgen des ersten Weltkriegs — zumal die beispiellose Inflation von 1923 und dann die Weltwirtschaftskrise von 1929 an — radikal die sozialen Grundlagen, auf denen diese traditionalistische Haltung letztlich beruht hatte: die Depossedierung und Pauperisierung der staatstragenden Mittelklasse durch die Inflation, die Ausschaltung von Millionen Arbeitern aus dem Produktionsprozeß durch die Weltwirtschaftskrise höhhlten das Fundament nicht nur des demokratischen Staates, sondern auch der herkömmlichen Gesellschaft aus und schufen die Voraussetzung für eine ungeheure Radikalisierung und Revolutionierung der Massen.

Das erst hat die Machtübernahme durch die nationalsozialistische Bewegung ermöglicht. Während jedoch der hitleristische Führerstaat von den verzweifelten und ausweglosen Millionen als Rettung aus Not, von den traditionellen Oberschichten als „Ordnungsfaktor“ und Mittel zur Befestigung ihrer herkömmlichen Machtstellung empfunden wurde, hatte das totalitäre System in Wirklichkeit weder eine „Normalisierung“ im Sinn noch ein bloßes Wiederanknüpfen an die von ihm glorifizierte nationale Vergangenheit. Es war vielmehr insofern ein durchaus *revolutionäres* System, als es das gesamte Leben der Nation mit nie geahnter Konsequenz in den Dienst der Politik (und einer mit dieser Politik identifizierten Ideologie) stellte.

Die totale Politisierung und die aus ihr erwachsende Militarisierung des gesamten Lebens bis hinein in Wirtschaft und Kultur war jedoch nur möglich und durchführbar, wenn alle *traditionalen* Elemente und Bindungen der Gesellschaft fortschreitend liquidiert wurden. Die überlieferten Rechtsvorstellungen und die religiösen und sittlichen Fundamente, auf denen sie beruhten, wurden in diesem Prozeß gleichermaßen aufgelöst und zersetzt wie die überkommenen institutionellen Strukturen — etwa des Beamtentums, der Universität, der Armee, um nur einige wenige Beispiele zu nennen.

Das bedeutet jedoch nichts anderes, als daß das Dritte Reich die bis dahin bewahrte, selbst durch die Scheinrevolution von 1918 kaum angetastete Kontinuität des

Gesellschaftsgefüges (und damit auch des Geschichtsbewußtseins) mit jener Rücksichtslosigkeit zerriß, die allen radikalen revolutionären Systemen eigen ist. Erst wenn wir diesen zutiefst revolutionären Charakter des Nationalsozialismus erkennen, dessen entfesselte Dynamik die vorhandene geschichtliche Substanz *ihrem Wesen nach* zersetzen, auflösen, einebnen *mußte* — erst dann können wir die weittragenden Folgen dieser Revolution verstehen, die ein zutiefst konservativer Denker wie Hermann Rauschning als „Revolution des Nihilismus“ gekennzeichnet hat und die in Deutschland bis heute gewaltig nachwirken.

Als das nationalsozialistische Regime 1945 zusammenbrach und ganz Deutschland mit sich in seine Katastrophe riß, da hinterließ es nicht nur ein physisches, sondern auch ein geistiges Trümmerfeld. Es hatte mit all dem, was vor ihm war, so gründlich aufgeräumt, daß die wenigen und schwachbrüstigen Elemente vernationalsozialistischer Traditionen, die das Dritte Reich überdauert hatten, kein tragfähiges Fundament für den nun notwendig und möglich gewordenen Neubau mehr abgeben konnten. Und das heißt: daß für eine schlichte Wiederherstellung vernationalsozialistischer Zustände und für einen Rückgriff auf traditionsgebundene und traditionsbestimmte Denk- und Verhaltensweisen einfach keine Voraussetzungen mehr vorhanden waren.

Manche — zumal unter den Intellektuellen — zogen daraus den Schluß, man müsse die einmalige Chance der „Stunde null“ ausnützen, um aus dem Chaos der totalen Katastrophe eine ganz neue Gesellschaft aufzubauen, ein großangelegtes Werk einschneidender Reformen in Gang zu setzen. Viele von denen, die diesem Traum nachgingen, zeigten sich denn auch tief enttäuscht darüber, daß die Bundesrepublik, wie sie meinten, vor dieser Aufgabe versagt hätte. Aus solcher Einstellung erwuchs der weitverbreitete Vorwurf, der neue Staat und die Gesellschaft, auf die er sich stützte, seien in Wirklichkeit ganz und gar von „restaurativen Tendenzen“ beherrscht — und diese Vorstellung von der „Restauration“ ist denn auch bis heute eines der zentralen Schlagworte der „nonkonformistischen“ Kritik am Weg Westdeutschlands seit 1949 geblieben.

Und doch glaube ich, daß dieses Schlagwort eher die Einsicht in die Wirklichkeit versperrt. Nicht etwa deshalb, weil es *jeden* realen Kerns entbehrt, sondern weil es unpräzise und daher irreführend ist.

Was diesem mißverständlichen Begriff der „Restauration“ an Realitätsgehalt innewohnt, das können wir deutlicher und genauer fassen, wenn wir die Gesellschaft der Bundesrepublik, ihre Institutionen und vor allem ihren geistigen Habitus als *nachrevolutionär* begreifen.

Die Epoche, die ökonomisch mit der Währungsreform von 1948 und politisch mit der Errichtung der Bundesrepublik 1949 einsetzte, hat mit früheren restaurativen Epochen — etwa der nach dem Sturz des napoleonischen Kaiserreichs — im Grunde nur das

eine gemeinsam, daß sie im Zeichen der Liquidation einer voraufgegangenen revolutionären Ära stand. Und ich habe schon darauf hingewiesen und betone es noch einmal: diese Ära hatte nicht erst 1933, sondern schon 1924 begonnen: seit dem Ausbruch des ersten Weltkriegs war Deutschland ein Herd der Unruhe im Innern und nach außen gewesen, war das deutsche Volk durch eine ganze Folge von schweren Erschütterungen hindurchgegangen, hatte es im Zustand permanenter Mobilisierung, Politisierung, Militarisierung und Ideologisierung gelebt.

Aber die ganze ungeheure Anspannung von drei Jahrzehnten hatte am Ende des zweiten Weltkriegs kein anderes Resultat gezeitigt als den schwersten Zusammenbruch der ganzen deutschen Geschichte, den Verlust der nationalen Unabhängigkeit, die Teilung der Nation, die Austreibung von Millionen aus ihrer seit Jahrhunderten angestammten Heimat, Zerstörung, Elend und Not — und nicht zuletzt den Abscheu der Welt vor den unsäglichen Verbrechen, mit denen das Hitlerregime den deutschen Namen befleckt hatte.

Das allein schloß jeden Gedanken an eine „neue Revolution“, an eine tiefgreifende und einschneidende Erneuerung der gesellschaftlichen Strukturen und an einen voraussetzungslosen Neuaufbau aus dem Nichts praktisch aus: die Deutschen, erschöpft nicht allein von der militärischen Niederlage, sondern von ihrem eigenen, bis zum Äußersten getriebenen revolutionären Impetus, waren nicht mehr willens, sich auf irgendwelche kühnen Experimente einzulassen. Es stellte sich heraus, daß 1945 nicht nur der Nationalsozialismus am Ende angekommen war, sondern daß sich mit ihm auch alles verausgabte, was in Deutschland überhaupt an revolutionärer Energie vorhanden war.

Was übrigblieb, war das elementare Bedürfnis nach Ruhe, nach Sicherheit, Stabilität, individuellem Wohlergehen, Ungeschorenheit von irgendwelchen Ansprüchen des Kollektivs — mit einem Wort: nach dem „kleinen Glück“ des Bürgers.

Das hätte zweifellos ideale geistige Voraussetzungen für ein tatsächlich „restauratives“ Regime geboten: das Kennzeichen eines solchen Regimes ist ja gerade die Flucht einer revolutionsmüden Gesellschaft in die Geborgenheit einer wenigstens äußerlich und oberflächlich wiedergefundenen und neu etablierten Tradition.

Aber eben diese Zuflucht war in den revolutionären Stürmen seit 1914 mehr und mehr verschüttet und durch den Effekt von zwölf Jahren Nationalsozialismus vollends versperrt worden: es gab ja kein festes Gefüge des Herkommens mehr, dem man sich anvertrauen konnte. Nicht nur das Reich, das Bismarck um den Kern des preußischen Staates errichtet hatte, war unwiederbringlich dahin, auch seine sozialen und geistigen Fundamente waren aufgebrochen und niedergewalzt, die alten gesellschaftlichen Eliten aristokratischen, großbürgerlichen und intellektuellen Zuschnitts teils ökonomisch entwurzelt, teils durch ihr Paktieren mit Hitler diskreditiert.

So vollzog sich auf dem Trümmerboden, den der Nationalsozialismus hinterlassen

hatte, fast zwangsläufig ein Vorgang, dessen ganze Tragweite nur wenigen Beobachtern der deutschen Nachkriegsverhältnisse offenbar wurde, etwa dem bedeutenden Soziologen Ralf Dahrendorf. Was die fehlgeschlagenen oder halbherzigen demokratischen Revolutionen von 1848 und 1918 nicht zustande gebracht hatten, das formierte sich nun spontan aus dem Chaos der Nachkriegszeit: eine *bürgerliche* und nichts als bürgerliche Gesellschaft.

Hier offenbart sich eine der großen Paradoxien der modernen deutschen Geschichte: Der Nationalsozialismus hatte seine Herrschaft auf der totalen Unterordnung der Gesellschaft unter den Staat aufgebaut, nun aber, da dieser Staat bis auf die Grundmauern zerstört war, stellte sich heraus, daß der Nationalsozialismus mit seinem negativen Zerstörungswerk all die Hindernisse für eben jene bürgerliche Entwicklung beiseitegeräumt hatte, von der er nichts wissen wollte und als deren radikaler Widersacher er sich empfand. Solange die NSDAP in der Opposition stand, hatte sie die Idee der ständischen Ordnung in den Mittelpunkt ihres Sozialprogramms gestellt — eine zutiefst konservative, vorindustriellem Denken entstammende Idee. In der Praxis ihrer Herrschaft aber erwies sie sich als der große Zerstörer der ständischen Schranken. Ihr Regime, in dem das autoritäre und das hierarchische Prinzip auf die äußerste Spitze getrieben wurden, erfüllte eine historische Funktion, indem es gegen seinen Willen zum Wegbereiter für die Aushöhlung der überkommenen und nie zuvor ernsthaft in Frage gestellten autoritären und hierarchischen Elemente in der deutschen Gesellschaft wurde.

Die nationalsozialistische Revolution konnte sich nur zeitweise durchsetzen, indem sie *tabula rasa* mit allen organisch gewachsenen, historisch legitimierten und freilich mittlerweile verkrusteten Institutionen, Strukturen und Eliten machte. Damit aber schuf sie — gleichsam durch jene „List der Geschichte“, von der Hegel spricht — die Voraussetzung dafür, daß sich nun erst das in der deutschen Geschichte stets so schwache Bürgertum nach dem Sturz der nationalsozialistischen Diktatur ohne traditionale Hemmungen frei entfalten konnte; der Hohlraum, den das Dritte Reich hinterließ, wurde nicht nur ökonomisch — im sogenannten „Wirtschaftswunder“ —, sondern auch politisch und geistig mit bürgerlicher Rationalität und Zweckhaftigkeit gefüllt.

Es würde zu weit führen, wollte ich auch nur andeutungsweise die sozialen Wandlungen beschreiben, die sich daraus ergaben. Ein paar Stichworte mögen genügen: Ausdruck dieses Wandels ist die „Konsumgesellschaft“, die fortschreitende Angleichung des Lebensstils der verschiedenen Klassen, die „Verbürgerlichung“ der Arbeiterschaft, die ungleich größere gesellschaftliche Mobilität und nicht zuletzt das, was man als die „Amerikanisierung“ der Bundesrepublik bezeichnet hat. Gerade von diesem letzten Punkte her kommen wir vielleicht der Sache, um die es geht, am nächsten. Vielen Beobachtern Westdeutschlands ist aufgefallen, wie „amerikanisch“

sich seine Lebensformen in den letzten zwanzig Jahren gestaltet haben. Aber wenn tatsächlich die Pioniergesellschaft der Vereinigten Staaten in mancher Hinsicht ein Modell für das neue Deutschland abgab, das sich in der Bundesrepublik darstellt, dann wäre es durchaus irreführend, wenn man das auf die machtpolitische Abhängigkeit von dem großen transatlantischen Verbündeten zurückführen wollte. Vielmehr ergab sich die Kopie amerikanischer Vorbilder aus dem viel tieferen Grunde, daß gerade die (relative) Voraussetzungslosigkeit einer business-orientierten Pioniergesellschaft der Situation eines Landes entsprach, das die Beziehung zu seiner eigenen Vergangenheit zum großen Teil verloren hatte und aus ihr keine Impulse mehr zu schöpfen vermochte.

Und hier kommen wir auf einen ersten zentralen Punkt, der für die geistige Situation der Bundesrepublik und damit für die Mentalität Nachkriegsdeutschlands bezeichnend scheint: die tiefe Entfremdung von der eigenen Geschichte — das, was man übertrieben, aber im Kern nicht falsch die „Geschichtslosigkeit“ des gesellschaftlichen Bewußtseins in Deutschland nach dem zweiten Weltkrieg genannt hat. Seine Vergangenheit ist dem Deutschen von heute problematisch geworden — und das ist nicht einfach, wie „nationalkonservative“ Kritiker gerne meinen, ein Produkt der alliierten „Re-Eduktion“ in der Besatzungszeit, sondern primär eine Folge des nationalsozialistischen Zerstörungswerks, das den Zugang zu den Quellen der Tradition verrammelt und den historischen Wurzelboden revolutionär ausgebrannt hat. Wo dergleichen jedoch geschieht, da bleiben nur noch zwei Auswege: entweder der Ausweg in die rationale, „synthetische“ Konstruktion oder die Übernahme und Assimilation fremder, von außen angebotener Vorbilder.

Beide Linien zeichnen sich in der Bundesrepublik deutlich ab. Nicht nur das Grundgesetz des Staates ist im wesentlichen, bei allen Versuchen der Anknüpfung an gewisse vornationalsozialistische Verfassungselemente, ein synthetisches Produkt, auf Grund überwiegend rationaler Erwägungen entworfen (wenigstens in dem relativ engen Bereich, der 1949 tatsächlich freier deutscher Entscheidung offenstand) — und wir sollten nicht vergessen, daß gerade das zu einer Reihe sehr interessanter, origineller und fruchtbarer konstitutioneller Lösungen geführt hat. Auch im geistigen Leben läßt sich deutlich eine *rationalistische Strömung* erkennen, die ihren Ausdruck in dem Schlagwort von der „neuen Aufklärung“ gefunden hat — und das scheint um so bemerkenswerter, als die ursprüngliche Aufklärungstendenz des 18. Jahrhunderts ja in Deutschland (trotz Lessing) nur einen recht steinigen Boden vorgefunden und keinen nachhaltigen Einfluß auf die deutsche Geistesgeschichte ausgeübt hat — einen viel weniger nachhaltigen jedenfalls als jene romantische Gegenströmung, die immer wieder als „eigentlich“ und „typisch“ deutsch empfunden wurde.

Zugleich aber begründet diese Distanzierung von der eigenen Vergangenheit, dieses Gefühl der „verlorengegangenen Geschichte“, die für Deutschland heute so

charakteristische *Offenheit nach außen*. Gewiß, Ansätze dazu hatte es auch schon in den „goldenen zwanziger Jahren“ gegeben. Aber damals waren sie das Privileg einer relativ engen großstädtischen Intelligenzschicht. Heute aber tritt eine solche Bereitschaft zur Aufnahme ausländischer Anregungen in viel breiteren Kreisen zutage: kaum in einem anderen Lande Europas ist die Neigung zur nationalen Selbstabschließung und Selbstgenügsamkeit so gering. Der neuen Durchlässigkeit der gesellschaftlichen Strukturen im Innern entspricht ihre Empfänglichkeit für alle Impulse von außen; wie das soziale so ist auch das geistige Gefüge nicht nur nach innen, sondern auch nach außen hin das einer „offenen Gesellschaft“.

Tatsächlich gehört zu den erstaunlichsten Phänomenen der westdeutschen Nachkriegsentwicklung die einschneidende Veränderung im Verhältnis des Deutschen zur *Idee der Nation*. Daß Deutschland den Weg zum Nationalstaat erst verspätet mit der Schaffung des Bismarckreiches eingeschlagen hatte, verlieh seinem Nationalismus im Bismarckreich wie in der Weimarer Republik und vollends während der nationalsozialistischen Ära einen besonders virulenten, aggressiven und exaltierten Charakter. Der Nationalsozialismus hatte die nationale Idee zum Fetisch erhoben, hypertrophiert und ins schlechthin Absurde pervertiert. Nun aber, nachdem er durch seine eigene Ruchlosigkeit die Nation mit sich in seinen Sturz hineingerissen hatte, wurde sie sich selber fragwürdig. Der nationale Gedanke büßte seine bindende Kraft ein — und die Leidenschaft, mit der sich die Deutschen der neuen Idee einer europäischen Einheit und „Integration“ bemächtigten, nachdem sie wieder ein Maß politischer Handlungsfähigkeit zurückgewonnen hatten, stellt nur ein äußeres Symptom dieses Bedürfnisses dar, über die nationalen Schranken hinauszudenken. Aber nicht nur der Nationalismus hatte sich durch seine Übersteigerung und die dadurch verursachte Katastrophe ad absurdum geführt, die Deutschen waren am Ende des Krieges und vor allem nach dem Beginn der Normalisierung der Ideologien überhaupt überdrüssig geworden. Sie glaubten nicht mehr an die großen, weitreichenden Entwürfe einer neuen Welt, sondern empfanden zunächst nur noch das Bedürfnis, sich in einer einigermaßen erträglichen Welt so wohnlich und komfortabel wie möglich einzurichten: aus dem Rausch des Nationalsozialismus erwacht (oder vielmehr durch die Niederlage rau aufgeschreckt), schauten sie mit tiefer Skepsis nicht nur auf alles dramatische Pathos, sondern auch auf alle großen Ideen, Utopien und Heilserwartungen. Die Katastrophe von 1945 hatte mit der hitleristischen Ideologie auch allen anderen Ideologien und ihren Wertvorstellungen den Boden entzogen. Dem neuen Rationalismus entsprach folgerichtig ein neuer *Pragmatismus* und *Praktizismus*, der sich nicht zuletzt in dem manifestierte, was man als die *Entideologisierung der Politik* definiert hat.

Das gilt am ausgeprägtesten für jene Nachkriegsgeneration, die in den ersten fünfzehn

Jahren der Bundesrepublik ihre Volljährigkeit erlangte und die der Soziologe Helmut Schelsky in einem Buch, das zu den Schlüsselwerken der fünfziger Jahre gehörte, als die „skeptische Generation“ beschrieb: skeptisch gegenüber den Autoritäten, wenn sie sich nicht in jedem Augenblick durch faßbare Leistung legitimierten, unempfindlich gegen die Verlockungen der Utopie, bereit eher zur *Anpassung an die Wirklichkeit* als zu ihrer aktiven Veränderung und nüchtern aufs Nächstliegende, Praktische — und das hieß zunächst einmal: aufs materielle Fortkommen und auf steigenden Lebensstandard — gerichtet.

Aus solcher Skepsis erwuchs letzten Endes auch jener *Neoliberalismus*, der den neuen bundesdeutschen Strukturen seinen Stempel aufprägte: er war nicht ein neuer, das Leben durchdringender und gestaltender *Glaube*, nicht eine *ideologische* Position also, sondern eine, die auf dem Zweifel an der Möglichkeit der Perfektion beruhte, auf der stillschweigenden Hinnahme der natürlichen Unvollkommenheit *jeder* menschlichen Ordnung und daher auch auf der Ablehnung jedes Zwanges, der im Namen einer Idee ausgeübt wurde.

Der klassische deutsche Idealismus hatte zur Vergöttlichung des Staates geneigt; der neue Pragmatismus ging umgekehrt darauf aus, die Sphäre des Staates nach Möglichkeit einzuengen, weil er vom Gemeinwesen nicht mehr das Heil erwartete, sondern bestenfalls die Garantie einer erträglichen Ordnung. Der bundesrepublikanische Liberalismus war daher nicht kämpferisch wie jener, der aus der Französischen Revolution erwachsen war, nicht optimistisch wie der amerikanische, sondern im Grunde aus dem Zweifel an der Politik entstanden: nicht ein ideologisches System, sondern das Produkt des Mißtrauens gegen alle ideologischen Systeme und insofern mit einer kräftigen Dosis Konservatismus versetzt.

Das heißt nicht, daß er nicht über eine streitbare Vorhut verfügt hätte. Aber diese Avantgarde vermochte nur ausnahmsweise breitere Massen zu mobilisieren — bezeichnenderweise vor allem in Augenblicken, in denen die Staatsmacht ihre Grenzen überschritt (wie etwa anläßlich der „Spiegel“-Affäre). Im übrigen aber zeigte sich der Bürger zufrieden, wenn der Mechanismus des Gemeinwesens halbwegs funktionierte und ihn in seiner persönlichen Sphäre nicht ernsthaft störte und vor allem keine übermäßigen (oder als übermäßig empfundenen) Ansprüche an ihn stellte. Die kritische Haltung gegenüber dem Staat äußerte sich eher defensiv als offensiv: sie stellte ihn nicht in Frage wie zur Zeit der Weimarer Republik, sondern zielte nur darauf ab, ihn in Schranken zu halten.

Zum mindesten galt all das, was ich bisher ausgeführt habe, bis vor kurzem — und in weiten Bereichen gilt es noch heute. Aber wer die geistige Situation der Bundesrepublik aufmerksam beobachtet, der muß erkennen, daß dieses Klima der stillschweigenden Hinnahme des Bestehenden und der willigen Einnistung im status

quo sich seit einigen Jahren spürbar verändert hat, daß insbesondere in der intellektuellen jungen Generation neue Tendenzen sich abzeichnen, die weit aus dem Bereich der liberalen Skepsis und der „Entideologisierung“ wegführen und so etwas wie eine Renaissance des revolutionären Utopismus anzuzeigen scheinen.

Zu einem guten Teil ist das eine einfache Generationsfrage. Der Schock (psychologisch gesprochen: das Trauma) der Niederlage und die Mentalität, in der sich dieses Trauma spiegelte, wird natürlich von den heute Zwanzig- bis Dreißigjährigen nicht in gleicher Weise empfunden und angeeignet wie von denen, die noch unmittelbare persönliche Erinnerungen an die Zeit des Zusammenbruchs haben. Früher oder später mußte eine Zeit kommen, da eine neue, von diesen Erinnerungen nicht mehr berührte Jugend sich gegen die Haltung der skeptischen Einordnung ins einmal Gegebene auflehnen, den Pragmatismus des bloßen Gehenlassens herausfordern, der angeblichen „Geistlosigkeit“ und „Selbstzufriedenheit“ der Konsumgesellschaft einen leidenschaftlicheren Willen zur Veränderung und zur Rebellion gegen das Fortfahren auf eingefahrenen Gleisen entgegensetzen würde.

Man darf auch nicht vergessen, daß es in der Bundesrepublik von Anfang an einen „Nonkonformismus“ der Intelligenz gegeben hat, der sich gegen den primitivmaterialistischen Utilitarismus und die moralische Energielosigkeit der „Wirtschaftswunder“-Gesellschaft auflehnte. Aus dieser Auflehnung ist ein guter Teil der „engagierten“ Literatur, aber auch der philosophischen und soziologischen Kulturkritik hervorgegangen, die im deutschen Geistesleben der Nachkriegszeit einen so breiten Raum einnimmt; ihr entstammt die Denunziation der angeblich „restaurativen“ Tendenzen in der Nachkriegsgesellschaft und ihrem Staat wie das weitverbreitete Gefühl, die Chance der „Stunde null“ sei verpaßt worden. Und sie führte dann auch frühzeitig zu einer wachsenden Entfremdung der geistigen Schichten von einer sozialen und politischen Ordnung, in der sich die ökonomischen Antriebe als die einzigen wirklich durchschlagenden und effektiv wirksam werdenden erwiesen.

Jeder Blick auf die deutsche Literatur, die sich allmählich in der Bundesrepublik entfaltetete, illustriert die Bedeutung dieser literarischen Oppositionsströmung, die sich noch in ihren formal gewagtesten und unzugänglichsten Schöpfungen entschieden von der „Kunst um der Kunst willen“ abwandte, um im geistigen Engagement als das moralische Gewissen des Volkes zu winken, der Malaise an der als trügerisch empfundenen Fassade der Wohlstands-Gesellschaft Ausdruck zu verleihen, ja dieses Unbehagen aktiv zu schüren.

Aber in diesem ganzen weiten Panorama, für das Namen wie Böll, Grass, Koeppen, Walser, Peter Weiß, Hans Magnus Enzensberger stehen mögen, herrscht doch zunächst und auf lange Zeit die *negative* Kritik. Das hat manche veranlaßt, diese Literatur des Nihilismus zu beschuldigen — meiner Meinung nach durchaus zu unrecht, weil dieser Begriff in keiner Weise der *moralischen* Beunruhigung gerecht wird, die man bei genauerem Hinsehen auf dem Grunde solcher Kritik erkennen wird.

Der wirkliche Tatbestand scheint mir der zu sein, daß gerade die verneinenden, kritischen, mild aufrührerischen Züge, die dieser Literatur innewohnen, zunächst ihrerseits durchaus die Haltung der „skeptischen Generation“ widerspiegeln — nur daß sich *diese* Skepsis auch gegen das wandte, was die Nachkriegsgesellschaft geschaffen hatte, daß sie nicht quietistisch, sondern unruhig war, daß sie skeptisch fragte und bohrte, wo die breiten Schichten skeptisch hinnahmen und sich anpaßten. Was sich jedoch heute abzeichnet, was insbesondere in den studentischen Bewegungen zutage tritt, das ist etwas *qualitativ* anderes: es richtet sich nicht mehr darauf, die Fragwürdigkeiten des bundesrepublikanischen Pragmatismus und Utilitarismus zu durchleuchten, sondern die ökonomischen wie die sozialen und geistigen Grundlagen der Gesellschaft, in der diese Mentalität gedeiht, radikal in Frage zu stellen und tendentiell revolutionär zu verändern.

Das heißt: Wir wohnen hier einer *Wiedergeburt der Utopie* bei, einem Aufstand gegen den Status quo, der sich nicht mehr mit dem Zweifel an dessen Haltbarkeit und Solidität begnügt, sondern ihm eigene, wenn auch vage revolutionäre Gegenbilder entgegenstellt. Und diese Gegenvorstellungen beziehen ihre Elemente ebenso aus den ideologischen Begriffen eines erneuerten Marxismus und aus der philosophischen Soziologie eines Herbert Marcuse wie aus einem romantisch verklärten China oder Kuba, aus den intellektuellen Konstruktionen der westeuropäischen und amerikanischen „neuen Linken“ wie aus der Solidarisierung mit dem Aufstand der „dritten Welt“, der sich in Figuren wie Ho Chi Minh und „Ché“ Guevara verkörpert. Tatsächlich könnte es auf den ersten Blick so aussehen, als habe sich der nachrevolutionäre Zyklus der deutschen Nachkriegsentwicklung erschöpft und als äußere sich in der studentischen Rebellion eine Renaissance nicht bloß revolutionärer *Ideologien*, sondern auch revolutionärer *Energien*.

Andererseits könnte man ein Pendant zu diesen Bewegungen von links in den Anzeichen eines neuen Nationalismus von rechts sehen, die die Welt mit den Erfolgen der sogenannten NPD so bestürzt haben: im Wiedererstehen eines zutiefst illiberalen, ja aggressiv antiliberalen Geistes nationaler Ausschließlichkeit, ja sogar eines nur dürtig verhüllten und pseudodemokratisch getarnten Neonazismus. Und tatsächlich können wir heute, wenn wir die bundesrepublikanische Szene betrachten, keineswegs mehr ausschließen, daß sich ähnlich wie in den Spätjahren der Weimarer Republik die Radikalismen von links und rechts aneinander hochschaukeln und einander in die Hände arbeiten werden.

Trotzdem glaube ich, daß solche Schlußfolgerungen und Parallelen wesentliche Tatsachen übersehen. Vor allem die eine und in meinen Augen entscheidende, daß die gesellschaftliche Struktur, die in der Bundesrepublik erwachsen ist, bei all ihren unvermeidlichen Schwächen und ihrer unbestreitbaren Problematik doch ungleich

fester gefügt und homogener ist als die der zwanziger Jahre.

Nichts illustriert das deutlicher als die Unfähigkeit der intellektuellen Rebellen, in die eigentlich tragenden, produktiven Schichten dieser Gesellschaft hineinzuwirken. Die Kraft der klassischen revolutionären Ideologien hatte darauf beruht, daß sie sich mit wirklichen oder vermeintlichen Interessen gesellschaftlicher Gruppen identifizierten und — um mit Marx zu sprechen — zur „materiellen Gewalt“ wurden, indem sie die Massen ergriffen. Der Marxismus insbesondere konnte seine Rolle spielen, weil er eine — gleichgültig, ob richtige oder falsche — Sicht der Gesellschaft besaß, die unmittelbar aus der Existenz eines verelendeten industriellen Proletariats erwuchs und daher im Bewußtsein dieser Klasse wurzelte.

Der Neomarxismus der jungen radikalen Intelligenz jedoch hat wenig mit den gesellschaftlichen Realitäten der Nachkriegszeit zu tun. Er stellt eine Sezession von dieser Gesellschaft dar, aber er wirkt nicht in sie hinein. Seine Manifestationen vollziehen sich bezeichnenderweise fast völlig abseits einer Arbeiterschaft, die sich nicht mehr als Proletariat fühlt und nichts anderes verlangt als stets größere Teilhabe an der Konsumgesellschaft. Das heißt: dieser Neomarxismus erscheint als Ideologie ökonomisch funktionsloser — Marx hätte vielleicht böse gesagt: parasitärer — Schichten, die zwar *intellektuelle*, aber nur in ganz bescheidenem Ausmaß *politische* Relevanz gewinnen kann. Es sei denn — und dieser Vorbehalt muß freilich angebracht werden — die nachrevolutionäre deutsche Gesellschaft und Politik erweise sich als nicht imstande, ihrer Probleme *evolutionär* Herr zu werden. Und von einer solchen Bankrotterklärung ist sie noch weit entfernt: in Wirklichkeit hat sie sich bisher als bemerkenswert elastisch und bei all ihrem eingefleischten Konservatismus doch immer wieder anpassungsfähig erwiesen.

Auf ungleich niedrigerem gedanklichen Niveau läßt sich ähnliches vom Neonationalismus feststellen. Der Nationalsozialismus war soziologisch aus dem Aufstand einer breiten, ökonomisch entwurzelten und sozial deklassierten Mittelschicht hervorgegangen, dem sich einerseits Teile der Dauerarbeitslosen, andererseits ein aufgeschrecktes, die soziale Revolution fürchtendes Großbürgertum unter dem Effekt einer beispiellosen und ausweglos anmutenden Krise anschlossen. Die heutigen Nachfahren der Nazis aber drücken im wesentlichen nur den Protest einer Außenseiterschicht aus, die, am Rande der Wohlstandsgesellschaft stehend, die Folgen der ersten ernsthaften ökonomischen Rezession am eigenen Leibe verspürte und infolgedessen nach dem starken und nach außen hin abgeschlossenen Staat rief, um sich vor diesen Folgen zu schützen. Diese Quelle des Masseneinflusses ist der NPD mit der Wiederkehr der Prosperität wesentlich abgeschnitten. So muß sie sich heute vor allem darauf konzentrieren, die Verwirrung zu nützen, die die pseudorevolutionären Krawalle der studentischen Linksopposition mancherorts in ängstlichen Gemütern wachrufen, und sich als autoritäres Gegengewicht gegen die

überbordende Welle der antiautoritären Bewegung etablieren: sie wird immer mehr zum Exponenten der bloßen *Re-Aktion*.

Das bedeutet keineswegs, daß Gesellschaft und Staat der Bundesrepublik als gesichert und gegen Erschütterungen gefeit gelten dürften: beide haben sich zwar konsolidiert, aber sie stehen gerade deswegen ständig vor dem Problem der Anpassung an neue Gegebenheiten, das heißt der Veränderung aus sich selbst heraus. Die Mentalität der nachrevolutionären Gesellschaft hat zweifellos zu einer zeitweise verhängnisvollen Überschätzung der Stabilität und der Sicherheit und zu einer entsprechenden Unterschätzung reformerischen Bemühens geführt. Aus dieser Überbetonung der Sorge um die Erhaltung und Sicherung des Bestehenden, aus der Unterentwicklung der dynamischen, vorwärtsdrängenden Kräfte der Veränderung ist jener Immobilismus erwachsen, der seinen charakteristischen Zug in der Scheu vor dem Experiment fand.

Und zweifellos gehört zu den Merkmalen nachrevolutionärer Mentalität auch jene panische *Angst vor dem Konflikt*, die aufs engste mit der Angst vor dem Risiko verbunden scheint und aus dem Bedürfnis nach Ruhe um beinahe jeden Preis erwächst — während doch der Konflikt, die Auseinandersetzung und selbst der Zusammenstoß widerstreitender Interessen und Ideen gerade als der eigentliche Motor geschichtlicher und gesellschaftlicher Bewegung verstanden werden müßte. Diese Haltung ist durch den Aufstand der jungen Generation (oder doch ihrer intellektuellen Avantgarde) teilweise aufgelockert, zu einem anderen Teil aber vielleicht eher noch verhärtet worden. Die revolutionäre (oder pseudo-revolutionäre, ersatz-revolutionäre) Haltung der jungen Linken stellt eine Herausforderung dar, die zu zwei grundverschiedenen Antworten Anlaß gibt: einerseits der Besinnung auf die Notwendigkeit der reformerischen Bewegung und Veränderung, andererseits zur Flucht in autoritäre Vorstellungen, die sich mit den vorhandenen Restbeständen obrigkeitsstaatlicher Mentalität auf eine sehr verhängnisvolle Weise verquickt.

Der Kern des Problems, vor das die Deutschen durch ihre neuen Radikalismen gestellt werden, liegt darin, daß die Bonner Demokratie zwar die einer bürgerlichen Gesellschaft ist, daß sie aber bisher weniger auf der Aktivierung als auf der Passivität des Bürgers begründet war. Es läßt sich nicht leugnen, daß die bürgerliche Gesellschaft, die sich auf den Trümmern des Nationalismus ausgebildet hat, allzusehr geneigt war, auf den Automatismus einer steten materiellen Fortentwicklung zu bauen und daß sich gerade daraus Tendenzen zu einer neuen Verkrustung in festgefügtten Formen und Verhaltensweisen ergaben — während doch eben diese Gesellschaft sich nur insofern legitimieren kann, als sie eine *offene Gesellschaft* bleibt — und das heißt ja auch und vor allem: eine nach der Zukunft hin geöffnete, stets zum Wandel bereite Gesellschaft.

Eben darin möchte ich denn auch den tieferen Grund und die letztlich Rechtfertigung

jenes Unbehagens sehen, das von der jungen Generation artikuliert wird — und zwar ganz unabhängig von den eher romantischen als rationalen, eher idealistischen als realistischen Formen eines revolutionären — oder möchtegern-revolutionären — Voluntarismus und blinden Aktivismus, in denen es sich äußert. Aber diese Feststellung führt bereits über die bescheidene Aufgabe hinaus, die ich mir heute gestellt habe. Ich wollte Ihnen ja nicht ein Gesamtbild der deutschen Gesellschaft und ihrer Probleme — der gelösten wie der ungelösten — entwickeln, wie sie sich nach dem Krieg etabliert hat, sondern nur mit ein paar notwendigerweise rohen und skizzenhaften Linien vor Augen führen, wie sich nach meiner Meinung *einige* der Wandlungen dieser Gesellschaft in den Wandlungen des deutschen Bewußtseins und der deutschen Mentalität widerspiegeln. Es ist mir klar, wie viele Fragen diese Darstellung notwendigerweise offenlassen mußte. Aber es scheint mir wichtiger, solche Fragen überhaupt einmal zu stellen als sie abschließend zu beantworten. Denn es ist das Wesen der Geschichte, daß sie keinen Abschluß findet und immer wieder zu neuen Fragestellungen drängt.

Dänische Ökonomie und der europäische gemeinsame Markt

Meine Zuhörer haben sicherlich alle bei der einen oder anderen Gelegenheit das komische Gefühl gehabt, eine Situation als etwas schon Erlebtes — mit denselben Menschen, in identischer Umgebung und mit denselben Problemen — wiederzuerkennen. Man empfindet die Identifikation so stark, daß man von vornherein weiß, wie die Probleme gelöst werden, ohne eingreifen zu können.

Ein ähnliches Gefühl, von Gespenstern, deren gespenstische Reaktion unabwendbar zu sein scheint, umgeben zu sein, packt denjenigen, der sich mit der handelspolitischen Problematik des letzten Jahrzehnts in Dänemark und wohl auch in den anderen nordischen Ländern beschäftigt. Dieselben marktpolitischen Möglichkeiten zur Lösung derselben Grundprobleme tauchen in gleichmäßigen Zwischenräumen in etwas verschiedener Verkleidung auf und verschwinden wieder in einem Zustand der Unsicherheit und des Abwartens. Die verschiedenen anzuwendenden Hauptgesichtspunkte werden erörtert, hin und her debattiert und wieder vergessen.

Ich bitte daher um Entschuldigung, daß die Gespenster der Marktdebatte der letzten zehn Jahre heute unweigerlich auftreten werden. Von einem Typus der Gespenster werde ich mich jedoch fernhalten: den generellen politischen, kulturellen und nationalen Aspekten, die einen wesentlichen Teil der Ideologie der europäischen Zusammenarbeit bilden. Ich werde mich an die streng wirtschaftlichen Aspekte halten, die auch einen wesentlichen Platz in den dänischen Gesichtspunkten zu den Marktproblemen eingenommen haben.

Nun drängen sich die Marktprobleme wieder auf. Es handelt sich um die kürzlich gemachten Vorschläge zu einer Nordischen Zollunion, deren politisches Schicksal im Herbst entschieden werden soll. Es handelt sich um das vermutlich mildere Klima innerhalb der EWG bei einer erneuten Erwägung der Gesuche um volle Mitgliedschaft in der EWG, die im Mai 1967 von England und Dänemark eingereicht wurden und denen entsprechende Gesuche anderer EFTA-Länder folgten. Oder weniger verpflichtend ausgedrückt, handelt es sich um die Überlegungen in der EWG, welche Möglichkeiten zur Erweiterung des Handels zwischen den außerhalb der EWG stehenden Ländern durchgeführt werden können.

Es taucht dann die Frage auf, ob man sie wie Gespenster — die, ohne andere Spuren als ein noch größeres Anwachsen der Rapportanhäufungen zu hinterlassen, wieder verschwinden — behandeln kann oder ob die faktische marktpolitische und wirtschaftliche Entwicklung in diesen Jahren unsere früheren Gesichtspunkte und

Voraussetzungen zur Beurteilung der Marktprobleme ändern muß.

In Dänemark leiden wir unter der nationalen Schwäche, es als gegeben voranzusetzen, daß man in anderen Ländern unsere Verhältnisse und Probleme genauestens kennt und ihnen dieselbe Sympathie wie wir selber entgegenbringt. Um nicht dieser nationalen Schwäche zu unterliegen, möchte ich einleitend die Hauptlinien, die sich aus dänischer Sicht in der Marktentwicklung seit dem Start des Gemeinsamen Marktes 1957 bemerkbar gemacht haben, aufzeichnen.

Wie bekannt, löste dies eine schnelle Initiative britischerseits zur Etablierung eines großen europäischen Freihandelsgebietes innerhalb der OEC aus, das alle OECD-Länder, also auch den Gemeinsamen Markt umfassen, aber im Prinzip nur für Industriewaren gelten sollte. Man wollte mit dem Ausschluß der Landwirtschaftsprodukte aus dem Freihandelsgebiet in erster Linie Englands besonderen Problemen bezüglich der bevorzugten Stellung der Commonwealthländer und Englands eigenen Schutzmaßnahmen gegenüber der Landwirtschaft entgegenkommen. Die meisten der europäischen Länder waren gegenüber dem britischen Vorschlag, der ja eine Umgehung der Marktaufteilung in dem europäischen gemeinsamen Handel bedeutete, positiv eingestellt. Dänischerseits war man an der Durchführung des Planes des großen europäischen Freihandelsgebietes besonders interessiert, u. a. wegen des handelspolitischen Engpasses, den die Zollunion u. a. m. des Gemeinsamen Marktes für unseren Export, dessen Hauptmarkt sowohl in England als im Gemeinsamen Markt lag, bedeutete. Bei der großen Bedeutung, die unser Außenhandel für unsere Wirtschaft hat, mußte es unser Hauptinteresse sein, daß der gemeinsame Handel zwischen den Ländern in Europa und zwischen Europa und anderen Ländern so frei wie möglich werden konnte. Dänischerseits hoffte man durch die Verhandlungen über das Freihandelsgebiet auch die Marktanteile für unseren Landwirtschaftsexport sowohl in England als auf dem europäischen Markt sichern zu können. Schließlich enthielt das Freihandelsgebiet dank seiner Weiträumigkeit gute Möglichkeiten zur Etablierung eines besonderen nordischen Marktes innerhalb seines Rahmens, ein Projekt, das man mehrere Jahre hindurch auf der Ebene der Verwaltung erörtert hatte.

Die Verhandlungen über die große Freihandelszone brachen jedoch im Herbst 1958 zusammen, besonders wegen des französischen Widerstandes gegen das Risiko einer Verwässerung der Zielsetzungen des Rom-Traktats betreffs einer engen ökonomischen und politischen Integration, die eine große Freihandelszone zugegebenermaßen enthielt. Es entstanden dadurch für die Länder, die außerhalb standen, ernste Probleme auf Grund der vorauszusehenden Diskriminierung im gemeinsamen Handel. Entweder konnte man stillhalten und auf eine Möglichkeit für neue generelle Verhandlungen warten, oder die einzelnen Länder konnten jedes für sich versuchen, besondere Abmachungen mit den sechs der EWG zu erreichen.

Man muß in diesem Zusammenhang bemerken, daß während dieses marktpolitischen Interregnums die Gedanken wegen eines Nordischen Marktes eine Renaissance erlebten. Das dänische Wirtschaftsleben war positiver als zu irgendeinem anderen Zeitpunkt gegenüber einer nordischen Zusammenarbeit eingestellt, u. a. aus dem Gesichtspunkt, daß die skandinavischen Länder hierdurch eine breitere handelspolitische Basis in den eventuellen bilateralen Debatten, die unter der neuen Marktconstellation in Europa vorauszusehen waren, erlangen konnten.

Es zeigte sich jedoch bald, daß man sowohl von schwedischer als auch von englischer Seite stark an der Durchführung einer sogenannten kleinen Freihandelszone zwischen den außerhalb der EWG stehenden Ländern interessiert war. Schon 1951 wurde der Zusammenschluß der EFTA in Form einer Freihandelszone für Industriewaren gebildet. Die Bildung der EFTA hatte den unmittelbaren Zweck, die Handelsschranken zwischen den beteiligten Ländern niederzureißen, um die aus einer solchen ökonomischen und betriebsmäßigen Integration erfolgten Vorteile auszunutzen. Und weiter wollte man zeigen, daß eine Freihandelszone ohne die weitgehenden Regeln fungieren konnte, die das Romtraktat enthielt, und zu guter letzt hatte die EFTA das politische Ziel, die Gemeinschaft der sechs EWG-Länder zur Wiederaufnahme der Verhandlungen über eine breite europäische Lösung der Probleme des gemeinsamen Handels zugänglicher zu machen.

Was den letztgenannten Teil der Zielsetzungen anbelangt, haben die EFTA-Länder keinen Erfolg gehabt. Es ist offenbar, daß die geteilten Interessen der EFTA-Partner — mit deutlicher Vorliebe von englischer und folglich auch dänischer Seite für direkte Mitgliedschaft in der EWG — eine schlechte Grundlage für die Ausübung eines gemeinsamen Druckes gewesen sind. Was Dänemark betrifft, war es von Anfang an klar, daß eine Marktordnung, die den Landwirtschaftssektor ausschließt, nur eine sekundäre und vorläufige Lösung bedeuten konnte. Als England daher schon 1961 die Verhandlungen mit der EWG über die Bedingungen der Mitgliedschaft aufnahm, mußte dies eine entsprechende Äußerung dänischerseits mit sich führen.

Betrachtet man die praktischen Konsequenzen der EFTA-Zusammenarbeit, ist zweifellos die Aufhebung der Zollschränken und die daraus folgenden Impulse zu verstärktem gemeinsamem Handel und wirtschaftlicher Integration zwischen den Mitgliedsländern ein Gegengewicht gegen die konkurrenzmäßige Diskriminierung auf dem Gemeinsamen Markt gewesen. Was Dänemark betrifft, waren die Entwicklungsmöglichkeiten im EFTA-Gebiet im wesentlichen auf die Produktion und den Export von Industriewaren beschränkt. Die Expansion hat hier im übrigen in bedeutendem Maße auf dem nordischen Markt stattgefunden, der 1968 einen Marktanteil von etwa zwei Dritteln des gesamten Exportes von Industriewaren an die EFTA verzeichnete.

So gingen 39 Prozent des Industrieexportes 1960 in das EFTA-Gebiet, während 1968

der EFTA-Anteil des Industrieexportes auf 52 Prozent gestiegen war. Umgekehrt wurde der Industrieexport an die EWG 1968 von 23 Prozent auf 20 Prozent reduziert. Bei der Beurteilung dieser Zahlen muß man noch bedenken, daß schätzungsweise etwa ein Fünftel des Industrieexportes Waren umfaßt, die in den meisten Ländern zollfrei oder nicht direkt von den Zollverhältnissen beeinflußt sind. Für die Warenggebiete, wo anzunehmen ist, daß sich die Zollvorteile in der EFTA geltend gemacht haben, ist der Export seit 1960 an die EFTA durchschnittlich eineinhalbmals stärker gestiegen als an die EWG.

Nun fiel die marktmäßige Entwicklung innerhalb des EFTA-Gebietes mit dem sehr kräftigen Expansionsprozeß innerhalb der Industrie und anderen städtischen Gewerbebetrieben zusammen, was vor allem die wirtschaftliche Entwicklung der letzten zehn Jahre geprägt hat und u. a. durch eine generelle Hochkonjunktur in den westlichen Ländern bedingt war. Es ist daher schwierig, um nicht zu sagen unmöglich, die Bedeutung und eigentliche Wirkung der Marktbildungen anders als nach der relativen Entwicklung in den Marktgebieten zu beurteilen.

Das ist jedoch auch nicht so wesentlich. Entscheidend ist es, zu beurteilen, wie die stattgefundenen Expansionen und die Verschiebungen innerhalb des Wirtschaftslebens — zwischen Landwirtschaft und Industrie und anderen städtischen Betrieben, die in der Ära der Marktbildungen geschehen sind — unsere wirtschaftliche Struktur und unsere handelspolitischen Entscheidungen heute beeinflussen.

Die EFTA-Zusammenarbeit und die Expansion in der Industrie haben zweifelsohne bewirkt, daß die dänische Industrie auf die effektive Teilnahme an der internationalen Konkurrenz sowohl auf den Exportmärkten als auf dem Heimatmarkt umgestellt worden ist.

So ist der gesamte Export von Industriewaren von 1960 bis 1968 mit 140 Prozent gestiegen, eine Steigerung, die nur von wenigen Ländern in Europa überschritten wird. Diese Entwicklung hat bewirkt, daß die Industrie nun reichlich 40 Prozent ihrer Produktion — gegenüber früher 25 Prozent — exportiert und dadurch von den Absatzbedingungen im Ausland stark abhängig geworden ist. Die Produktion der Industrie ist daher auch in weit höherem Maße als bisher den Schwankungen in der internationalen Konjunktur ausgesetzt. Das Gegenstück hierzu ist die wesentliche Strukturveränderung, der der gesamte dänische Export unterworfen worden ist. Um 1950 betrug der Export von Landwirtschaftswaren etwa 60 Prozent und die eigentlichen Industriewaren etwa 30 Prozent des gesamten Exportes. 1968 ist das Verhältnis umgekehrt, indem der Landwirtschaftsexport 27 Prozent und der Industrieexport 59 Prozent betrug.

Es ist offenbar, daß diese Änderungen unserer Exportstruktur von wesentlicher Bedeutung für die Beurteilung derjenigen Probleme sind, denen die dänische Wirtschaft in Verbindung mit den Marktbildungen gegenübersteht.

Auf dem Hintergrund dieser Entwicklung, die die Industrie und der Industrieexport in der Zeit der EFTA-Zusammenarbeit genommen haben, müssen die Bedingungen und Möglichkeiten auf einem größeren europäischen Markt als relativ günstig beurteilt werden.

Selbst wenn die dänische Industrie eine mögliche Teilnahme an der europäischen Zollvergünstigung im EFTA-Gebiet verlieren wird und ebenfalls auf dem dänischen Heimatmarkt auf ihren zur Zeit geltenden Zollschatz gegenüber der EWG verzichten muß, ist man allgemein der Auffassung — auch bei den eigenen Betrieben der Industrie — daß die Schwierigkeiten sich auf längere Sicht durch die größeren Marktmöglichkeiten innerhalb des EWG-Gebietes, wenn der Export dorthin nicht mehr durch diskriminierende Zollsätze gehemmt wird, mehr als kompensiert werden wird.

Eine solche Gesamtbeurteilung schließt natürlich die Tatsache nicht aus, daß gegebenenfalls Umstellungsprobleme begrenzter Produktionsgebiete, in denen sich die Änderungen der Konkurrenzbedingungen besonders bemerkbar machen, entstehen können. Die Änderungen in den Bedingungen der Beschaffung von Rohstoffen und Energie, mit denen man im Falle einer Mitgliedschaft im Gemeinsamen Markt rechnen muß, werden vermutlich auch die Unkostenstruktur ungünstig beeinflussen und einen verstärkten Bedarf für die Durchführung produktionsfördernder Investitionen in der Industrie hervorrufen.

Die günstige Konjunktorentwicklung seit 1958 scheint im übrigen von größerer Bedeutung für die gesamte Expansion des Industrieexportes gewesen zu sein als die Existenz der zwei Marktblöcke. Eine Voraussetzung dafür, daß die Industrie wesentliche Vorteile auf einem größeren Markt erreichen kann, ist vermutlich die, daß ein solcher Markt eine fortdauernde wirtschaftliche Expansion aufweisen kann.

Dunkler ist in dieser Periode das Bild in der Entwicklung der Absatzbedingungen der dänischen Landwirtschaft. Sie befindet sich in einem schwierigen Anpassungsprozeß, wie es übrigens auch in den meisten westlichen Industrieländern der Fall ist. Im Grunde sind es wohl auch dieselben generellen Faktoren, die die Anpassungsschwierigkeiten hervorrufen. Die Nachfrage nach Nahrungsmitteln ist nur schwach ansteigend, gemessen an dem Wachsen des allgemeinen Verbrauches und Lebensstandards, während gleichzeitig eine kräftige Steigerung der Produktivität in der Landwirtschaft stattgefunden hat. Das Resultat ist, daß sich die Absatzmöglichkeiten und die Produktionsfähigkeit absolut nicht die Waage halten. Die Abwanderung der Arbeitskräfte in die städtischen Erwerbszweige, wo die Verdienstmöglichkeiten besser sind, ist durch vermehrte Mechanisierung und andere Investitionen kompensiert worden, die jedoch auch vermehrte feste Unkosten für die Produktion und einen Ansporn bedeuten, die Produktion auf einem absolut höchstmöglichen Niveau zu halten, solange man nur einen Überschuß über die direkten Produktionsausgaben hinaus erzielen kann.

Bei fallenden Preisen und stark ansteigenden Unkosten kann die Einkommensentwicklung in der Landwirtschaft ohne besondere Regulierung nicht mit dem wachsenden Lebensstandard in der übrigen Gesellschaft schritthalten. Man hat daher in den meisten Ländern umfassende Marktordnungen mit Subsidierung der Preise und Regulierung des Imports zur Sicherung eines angemessenen Einkommensniveaus für die heimatliche Landwirtschaft geschaffen. Der Anpassungsprozeß wird dadurch verlängert und ist von der Abwanderung abhängig, die nach und nach stattfindet, aber auf Grund des engen Zusammenhanges zwischen Wohnung und Produktionsbetrieb im Gewerbe eine Reihe von sozialen Problemen mit sich bringt.

Es ist auch offensichtlich, daß die Anpassungsprobleme sich besonders schwierig und akut für diejenigen Länder erweisen, die infolge einer hohen Effektivität traditionell die Produktion auf einem bedeutenden Export aufgebaut haben, der von den Marktregulierungsmaßnahmen der Importländer stark betroffen wird. Für die dänische Landwirtschaft, die zwei Drittel der gesamten Produktion exportiert, sind die Absatzprobleme daher im Struktur- und Anpassungsprozeß besonders deutlich hervorgetreten. Wenn die Absatz- und Preisbedingungen für den Hauptteil der Produktion von den Marktverhältnissen im Ausland bestimmt werden, werden Stützungsmaßnahmen wie die dänischen — Preissicherung der Produktion für den Heimatmarkt — nur teilweise die Schwierigkeiten für die Landwirtschaft erleichtern. Besonders deutlich zeigt sich die hier genannte Problematik unserer Produktion bei dem Export von Landwirtschaftswaren nach der EWG.

Der überwiegende Teil der landwirtschaftlichen Produkte, der auf dem Gemeinsamen Markt produziert wird, ist jetzt gemeinsamen Marktordnungen unterworfen, durch die im Rahmen der EWG ein gemeinsamer freier Markt mit gemeinsamer Preispolitik und gemeinsamen Regeln für den Handel mit dritten Ländern geschaffen wurde. Jedoch waren bei der Preispolitik die Produzenteninteressen bisher absolut dominierend gegenüber dem Interesse der Konsumenten und dem Handel mit anderen Ländern. Das Resultat der Hochpreispolitik, die man auf dem Gemeinsamen Markt mit Rücksicht auf die Einkommensentwicklung der Landwirte geführt hat, war ein kräftiger Anreiz zur Produktion und eine Verzögerung der Strukturanpassung an effektivere Betriebsgrößen und Produktionsformen. Die Unterstützungs- und Aufkaufspolitik im Rahmen der Marktordnungen, hat ständig wachsende Überschußläger und wesentliche Finanzierungsprobleme in den Mitgliedsländern mit sich gebracht.

Das bedeutet, daß Dänemarks traditioneller Landwirtschaftsexport in den Gemeinsamen Markt und besonders in den deutschen Markt in Menge und Wert wegen der Importabgaben und anderer Regulierungen reduziert worden ist. Der Anteil des Gemeinsamen Marktes am dänischen Landwirtschaftsexport betrug 39 Prozent im Jahre 1958, nur 24 Prozent waren es 1968.

Dänemarks Mitgliedschaft in der EFTA hat keine Kompensation von Bedeutung für die

Probleme gegenüber der EWG bewirkt, da die landwirtschaftlichen Waren für das Freihandelsgebiet der EFTA nicht mit einbezogen sind.

Durch zweiseitige Verhandlungen mit den einzelnen Mitgliedsländern hat man gewisse Vorteile in Form eines steigenden Anteils an den Importquoten, mit denen die EFTA-Länder typisch arbeiten, erreicht. Das betrifft Länder wie die Schweiz, England und Schweden. In der Periode von 1958 bis 1967 ist der Anteil des EFTA-Gebietes am Landwirtschaftsexport von 44 Prozent auf 53 Prozent gestiegen.

Trotz der schwierigen Absatzbedingungen zeigte der gesamte Landwirtschaftsexport eine schwache Steigerung Jahr für Jahr bis 1967, aber das Bild hat sich gewandelt, so daß in den letzten Jahren ein direkter Rückgang im Werte des Landwirtschaftsexports stattgefunden hat.

Die Entwicklung hat somit deutlich die schädlichen Wirkungen nicht nur für das Landwirtschaftsgewerbe in Dänemark, sondern auch mehr generell für die gesamte dänische Wirtschaft demonstriert, die man bei der Aufteilung Europas in zwei Marktblöcke, da wir vitale handelspolitische Interessen in beiden Lagern haben, erwarten mußte.

Wenn wir in den 1960er Jahren fast konstant einen bedeutenden Unterschuß in unserer ökonomischen Bilanz gegenüber dem Ausland gehabt haben, hängt dies auch in geringerem Maße von den Absatzschwierigkeiten für den früher dominierenden Posten in unserer Handelsbilanz ab, dem Export der Landwirtschaft, und von den sehr niedrigen Preisen, die der marginale Teil des Absatzes an das Ausland einbringt.

Die eigentlichen strukturellen Verschiebungen in der Ökonomie sind zwar ein notwendiges Glied in dem stattgefundenen Anpassungsprozeß gewesen, wodurch der kräftig wachsende Industrieexport die Stagnation in dem ausländischen Verdienst der Landwirtschaft hat erstatten sollen. Die Anpassung hat jedoch stark erhöhte Investitionen auf allen Gebieten des Wirtschaftlebens erfordert, und den daraus folgenden wachsenden Importbedarf hat man durch Anleihen und andere Formen des Kapitalimports aus dem Ausland finanzieren müssen.

Ich werde mich hier nicht in die daraus folgenden Auswirkungen auf die Wirtschaft vertiefen, die eine hohe Investitionsquote und die unausgeglichene Zahlungsbilanz gehabt haben, z. B. in bezug auf das ungewöhnlich hohe Zinsniveau, mit dem wir uns augenblicklich herumschlagen. Ich werde mich mit dem Hinweis begnügen, daß wohl Anlaß zu näheren Überlegungen bestünde, wie die Probleme gelöst werden könnten in Verbindung mit einer Anpassung unseres Zinsniveaus im Falle einer Integration in einen größeren Markt, wo besondere Bedingungen zur Liberalisierung der Kapitalbewegungen — u. a. in Form der Freigabe von Investitionen in Wertpapieren — erfüllt werden müssen.

Wie wird sich dies z. B. auf die Bauprojekte, die augenblicklich auf einer langfristigen Finanzierungsgrundlage von 11 bis 12 Prozent durchgeführt werden, auswirken? Es

scheint klar zu sein, daß eine Lösung der Marktprobleme in der Richtung, die dänischerseits bisher und immer noch das erstrebenswerte Ziel bedeutet: ein erweiterter Gemeinsamer Markt mit England und dem Norden, auf kürzere Sicht von größter Bedeutung für die Problematik der Landwirtschaft sein wird.

Wie schon erwähnt, zeigt die Erfahrung, daß die konkurrenzmäßig unterschiedliche Behandlung der Zollsätze für Industriewaren in dem Gemeinsamen Markt kein entscheidendes Hindernis für die Expansion des Industrieexports gewesen zu sein scheint, obwohl sie vielleicht in manchen Fällen eine kleinere Verdienstspanne gebracht hat, als sie die Produzenten innerhalb des Gemeinsamen Marktes erreichen konnten. Das hängt u. a. damit zusammen, daß die Lieferfristen, der Service, die Qualität und andere Leistungen in Verbindung mit dem Industrieexport in der Konkurrenz eine wesentliche Rolle spielen.

Hinzu kommt jedoch, daß die gegenseitigen Zollsenkungen für Industriewaren, die 1967 durch Verhandlungen zwischen den Mitgliedsländern der Gatt-Organisation während der sogenannten Kennedy-Runde erreicht wurden, für viele industrielle Verbrauchswaren, Maschinen und Transportmittel beinahe 50 Prozent erreichten. Diese Zollsenkungen, die in einer fünfjährigen Periode stattfinden sollen, werden für bedeutende Teile des dänischen Industrieexports allmählich eine Halbierung der zollmäßig unterschiedlichen Behandlung im Gemeinsamen Markt bedeuten.

Wenn man von seiten der dänischen Industrie sich so kräftig für eine Mitgliedschaft in einem erweiterten Gemeinsamen Markt eingesetzt hat, während man gegen die Pläne einer Nordischen Zollunion, die wieder politisch aktuell geworden sind, protestiert hat, ist die Motivierung dann auch mehr langfristiger Natur. Man hält sich von seiten der Industrie an die Vorteile, die die Größe des Marktes und seine Dynamik auf längere Sicht vermutlich für die erwerbsmäßige Expansion und Integration bedeuten wird. Ein nordischer gemeinsamer Markt wird nach Auffassung der Industrie zu bescheiden sein, um die auf lange Sicht erforderliche wirtschaftliche Expansion zu verkraften.

Wie die Industrie hat die Landwirtschaft zu einem sehr frühen Zeitpunkt den Wunsch geäußert, dem Gemeinsamen Markt und seiner Landwirtschaftspolitik angeschlossen zu werden. Dagegen ist das Arrangement der EFTA nicht dem Wohlwollen der Landwirtschaft begegnet, da es den Handel mit landwirtschaftlichen Waren nicht umfaßt und die Möglichkeiten, durch besondere Regeln oder zweiseitige Abmachungen den Landwirtschaftsexport an die Mitgliedsländer zu erweitern, sich als sehr bescheiden erwiesen haben.

Wie die Industrie und andere Wirtschaftszweige beurteilt die Landwirtschaft den breiten europäischen Markt als die ideelle Lösung der Marktprobleme. Aber im Gegensatz zu der übrigen Wirtschaft haben große Kreise der Landwirtschaft außerdem deutlich den Wunsch zum Ausdruck gebracht, gegebenenfalls einen dänischen „Alleingang“ in den Gemeinsamen Markt vorzunehmen, unabhängig von

der Einstellung Englands und anderer nordischer Länder und ihrer Möglichkeiten zur Erreichung der Mitgliedschaft.

Der wirtschaftspolitische Hintergrund für diesen Wunsch ist eine Schätzung der Verluste, die für den landwirtschaftlichen Export durch die Diskriminierung entsteht, und der Vorteile, die die Mitgliedschaft in den Landwirtschaftsordnungen des Gemeinsamen Marktes in ihrer bisherigen Form für die Absatz- und Verdienstmöglichkeiten der dänischen Landwirtschaft bedeuten können. In einem Bericht, den die dänische Regierung 1967 ausgearbeitet hat, wurde der Wert solcher Vorteile schätzungsweise auf etwa 2 Milliarden Kronen veranschlagt — auf der Basis der damals geltenden Preisverhältnisse u. a. m. Bei der Bewertung dieser Situation durch die Landwirtschaft muß natürlich auch die Feststellung berücksichtigt werden, daß der Export nach England von einer solchen Marktkonstellation nicht belastet werden würde.

Inwiefern eine solche Beurteilung richtig ist, entzieht sich unserer Kenntnis, aber es ist davon abgesehen klar, daß aus einem mehr generell ökonomischen Gesichtspunkt die Interessen der Industrie und anderer Gewerbe auf dem nordischen Markt und anderen EFTA-Märkten mit in das Bild gehören. Weiterhin müßte ein viel größeres Gewicht auf andere Aspekte — politische, soziale usw. — bei der Beurteilung eines dänischen „Alleingangs“ gelegt werden, als bei einer gemeinsamen Ordnung, die nur die nordischen Länder u. a. umfassen würde. Jedenfalls haben die Gesichtspunkte der Landwirtschaft kein Gehör — weder auf politischer noch auf breiterer Ebene — außerhalb der Landwirtschaft gefunden.

Hiervon abgesehen, muß man aber erkennen, daß eine baldige Klärung der Stellung besonders der Landwirtschaft zum Gemeinsamen Markt nicht nur von begrenzter agrarpolitischer, sondern auch von allgemein ökonomischer Bedeutung ist. Die Frage ist von unmittelbarem Interesse für die Strukturprobleme der Landwirtschaft und für die Überlegungen, die gegenwärtig in bezug auf die zukünftige Landwirtschaftspolitik angestellt werden.

Sehr kurz und summarisch ausgedrückt, besteht das Problem darin, mit welchem Produktionsniveau man zukünftig in der Landwirtschaft rechnen muß und wie man die Unterstützungspolitik hinsichtlich der Förderung der effektivsten Struktur für diese zukünftige Produktion einrichten soll.

Die Aussicht für den Absatz der kommenden Jahre ist unter den geltenden Marktbedingungen für wesentliche Teile der landwirtschaftlichen Produktion schlecht. Von verschiedener Seite rechnet man jedoch auf lange Sicht mit verbesserten Absatzmöglichkeiten für die animalische Produktion auf Grund wachsender Nachfrage und einer langsameren Steigerung in der Produktion.

Es ist daher von wesentlicher Bedeutung, ob auf kürzere Sicht Aussicht auf eine stabilere Grundlage für die Produktion und den Export der Landwirtschaft durch Teilnahme an den Marktordnungen wie die des Gemeinsamen Marktes besteht.

Eines ist jedoch, was man sich wünscht, ein anderes, wie man nüchtern die gegenwärtig bestehenden Marktprobleme beurteilen muß.

Als erstes muß man wohl erkennen, daß die Landwirtschaftspolitik des Gemeinsamen Marktes sich in einer ernsten Krise befindet, die eine tiefgreifende Revision der Landwirtschaftsordnungen erzwingen muß — ganz abgesehen von den Problemen und Gegensätzen, die die kürzlich durchgeführte Abwertung des französischen Franken für die Preispolitik enthält. Es ist bisher nicht geglückt, durch die gemeinsame Landwirtschaftspolitik die strukturellen Probleme zu lösen und durch eine verstärkte Produktivität einen Einkommensausgleich zwischen der Landwirtschaft und anderen Erwerbsgruppen herbeizuführen, die eine der Zielsetzungen der Landwirtschaftspolitik war, obwohl man mit Rücksicht auf die Landwirte eine Höchstpreispolitik durchgeführt hat, die die Hauptursache für die entstandenen Überschuß- und Finanzierungsprobleme ist.

Es stehen nun schwierige Verhandlungen über die zukünftige Finanzierungsordnung und Revision des Systems innerhalb der EWG bevor, und es ist wahrscheinlich, daß in der Landwirtschaftspolitik Änderungen eintreten werden, die heute noch nicht übersehbar sind.

Man muß daher erkennen, daß die bisherige Grundlage der dänischen Landwirtschaft für die Beurteilung der Vorteile eines „Alleingangs“ in den Gemeinsamen Markt verschwunden ist — falls eine solche Möglichkeit überhaupt vorlag.

Weiter scheint es klar zu sein, daß man innerhalb der Gemeinschaft die Verhandlungen über die Revision der Landwirtschaftspolitik ohne Beisitzer durchführen wird — weder von dem großen Importmarkt England mit seinem speziellen Präferenz- und Preissystem, noch von seiten des Exporteurs, in casu Dänemark. Da eine eventuell spätere Erweiterung des Marktes mit diesen Ländern kaum stattfinden kann, ohne besondere Anpassungsprobleme zu schaffen, muß man sich entweder eine Reihe von erneuten Verhandlungen über diese schwierigen Fragen oder, was wohl eher anzunehmen ist, von seiten der EWG spätere Verhandlungen über Sonderarrangements vorstellen.

Man könnte auch noch auf andere Fragen in der EWG hinweisen, z. B. das Problem der Valutakurspolitik der Mitgliedsländer, das zu Schwierigkeiten wegen der weiteren ökonomischen und politischen Integration führte, dessen Lösung gegenwärtig eiliger zu sein scheint als die Erweiterung des Mitgliederkreises. Selbst wenn man annimmt, das Klima der Verhandlungen mit außenstehenden Ländern sei milder geworden, ist es bei weitem nicht sicher, daß solche Verhandlungen sich mit der direkten Mitgliedschaft beschäftigen werden. Es liegen sowohl von Benelux wie von Deutschland Vorschläge über vorläufige Arrangements vor. Es ist jedoch klar, daß diese weder Dänemarks Marktprobleme noch diejenigen anderer Länder lösen können.

Vieles deutet deshalb darauf hin, daß die besseren Aussichten auf eine wirkliche Lösung der europäischen Marktprobleme nur Hoffnungen sind, die sich vorläufig nicht realisieren lassen.

Die gemachten Vorschläge über eine Nordek-Zollunion für Industriewaren, die außerdem Prinzipien für eine Landwirtschaftspolitik mit verstärktem gemeinsamem Handel mit landwirtschaftlichen Waren, einen Finanzierungsfonds u. a. enthalten sollten, müßten daher weniger als ihre Vorgänger das Risiko laufen, auf Grund der Marktentwicklung anderenorts zur Seite geschoben zu werden. Die Vorschläge können sich jedoch aus anderen Gründen verflüchtigen. Es fehlt die politische Ergänzung wichtiger Abschnitte, wie z. B. ein konkreter Inhalt der Vorschläge betr. die Landwirtschaftspolitik, die Finanzierungsunterstützungen u. a. m., und es ist auch unbestimmt, von welchen Ausnahmen und Vorbehalten bezüglich der Zollfragen für Industriewaren die Rede sein wird. Die verschiedenen Wirtschaftszweige in Dänemark sind gegenüber den Möglichkeiten der Nordek, wesentliche Probleme zu lösen, skeptisch. Letzten Endes werden diese Pläne daher darauf beruhen, daß der politische Wille in jedem der vier nordischen Länder stark genug ist, um sie durchzuführen, wenn auch nur im Hinblick auf den Ausbau der nordischen Zusammenarbeit auf längere Sicht.

Die Zukunft der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft

Nach der Präambel der Römischen Verträge ist es das Ziel der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft,

- a) die Grundlagen für einen immer engeren Zusammenschluß der europäischen Völker zu schaffen,
- b) den wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt der Mitgliedsländer zum gemeinsamen Handeln zu sichern,
- c) die Lebens- und Beschäftigungsbedingungen ihrer Völker stetig zu bessern,
- d) eine beständige Wirtschaftsausweitung, einen ausgewogenen Handelsverkehr und einen redlichen Wettbewerb zu gewährleisten, und schließlich
- e) die Verbundenheit Europas mit den überseeischen Ländern zu bekräftigen.

Zur Erreichung dieses Zieles sehen die Römischen Verträge vor allem vor,

- a) die Abschaffung der Zölle und der mengenmäßigen Beschränkungen bei der Ein- und Ausfuhr von Waren,
- b) die Einführung eines gemeinsamen Zolltarifs,
- c) die Beseitigung der Hindernisse für den freien Personen-, Dienstleistungs- und Kapitalverkehr,
- d) die Schaffung einer gemeinsamen Handelspolitik gegenüber Drittländern,
- e) die Einführung einer gemeinsamen Verkehrspolitik,
- f) Sicherung eines einwandfreien Wettbewerbs,
- g) eine Koordinierung der Wirtschaftspolitik, und
- h) die Angleichung der innerstaatlichen Rechtsvorschriften.

Schon diese stichwortmäßige Aufzählung der Zielsetzungen der EWG einerseits und der verfolgten Zwecke andererseits läßt die Größe der Aufgabe erkennen, die man sich vor zwölf Jahren in Rom gestellt hat. Unterzeichnet wurden die Römischen Verträge auf dem Kapitol, dessen Atmosphäre durch das großartige Reiterdenkmal des Marc Aurel bestimmt wird. Allen Einsichtigen mußte von vornherein klar sein, daß man das so hoch und so weit gesteckte Ziel nur mit jener staatsmännischen Weisheit anstreben und erreichen konnte, die diesen großen römischen Kaiser ausgezeichnet hat.

Tritt man heute in eine Bestandsaufnahme von dem ein, was auf dem Felde der wirtschaftlichen Einigung Europas inzwischen erreicht worden ist und versucht man sich über die wirtschaftlichen Auswirkungen der Römischen Verträge klarzuwerden,

dann läßt sich folgendes feststellen:

Die meisten Voraussagen, die Kenner der Verhältnisse beim Inkrafttreten der Römischen Verträge gewagt hatten, sind übertroffen worden. Das Bruttosozialprodukt je Kopf der Bevölkerung in der EWG erhöhte sich in den Jahren 1962 bis 1967 um durchschnittlich 7,4 v. H. im Jahr. Die Industrieproduktion der EWG ist um 70 v. H. gestiegen. Schon heute ist die EWG eines der wichtigsten Wirtschaftsgebiete der Welt. Sie bestreitet einen großen Teil des Welthandels; 180 Millionen Menschen gehören ihr an. Ihr Menschenpotential ist damit fast ebenso groß wie das der Sowjetunion einerseits und der Vereinigten Staaten von Nordamerika andererseits. Der Handel innerhalb der EWG hat sich von 1958 bis 1968 mehr als vervierfacht; der Import aus Drittländern ist im gleichen Zeitraum um 110 v. H. gestiegen. Es ist also die Feststellung erlaubt, daß das Wirtschaftswachstum mit einer gewissen Verschmelzung der nationalen Märkte innerhalb der EWG einherging und daß gleichzeitig erhebliche Impulse für den Welthandel aufgebracht wurden. Bis zum Jahre 1966 stieg der EWG-Import aus Drittländern sogar noch stärker, als dies der Expansion des gesamten Welthandels entsprochen hätte. Erst in den letzten drei Jahren hat zwar der Import aus diesen Ländern weiterhin zugenommen, ist aber schwächer als die Welthandelsexpansion. Auch auf der Exportseite lassen sich in den letzten drei Jahren gewisse Abschwächungen feststellen. Es muß hinzugefügt werden, daß sich der Import der EWG gegenüber einzelnen Drittländern schwächer entwickelt hat, und zwar vor allem gegenüber Ländern mit starken Interessen auf dem Gebiet des Agrarexports. So stieg der Import der EWG aus Dänemark von 1958 bis 1968 nur um 54 v. H. Hier zeigt sich, daß die Agrarpolitik die schwache Stelle des Gemeinsamen Marktes ist. Ich werde darauf später noch zurückkommen.

Ein Teil der wirtschaftlichen Entwicklung, die ich eben angedeutet habe, beruht sicherlich auf Faktoren, die auch ohne Gründung der EWG expansiv gewirkt hätten. Die natürliche Affinität der sechs Mitgliedsländer hat hier eine Rolle gespielt. Zweifellos hat der Zusammenschluß aber durch die Eröffnung neuer Chancen einerseits und durch die Belebung des Wettbewerbs andererseits zusätzliche Impulse gegeben. Übrigens waren alle Mitgliedsländer schon deshalb zu einer vernünftigen eigenen Wirtschaftspolitik gezwungen, damit sie mit den Wettbewerbern aus den anderen Vertragsstaaten Schritt zu halten vermochten. So haben beispielsweise Frankreich und Italien nach 1957 alles in ihren Kräften stehende getan, um ihre damals in schlechtem Zustand befindliche Wirtschaft wieder in Ordnung zu bringen. Die Folge ist gewesen, daß sich der deutsch-französische Warenaustausch in den letzten zehn Jahren versechsfacht hat.

Was den vorgesehenen Zollabbau innerhalb der EWG und den Übergang zu einem gemeinsamen Außenzolltarif für gewerbliche Waren betrifft, so ist dieses Ziel bereits eineinhalb Jahre vor dem vertraglich vorgesehenen Termin verwirklicht worden. Er war schon am 1. Juli 1968 statt erst am 1. Januar 1970 vollendet. Ein solcher Fortschritt

ist hinsichtlich des Aufbaus der Wirtschaftsunion nicht erreicht. Die Beseitigung der jenseits der Zölle gelegenen Hemmnisse für den freien Wirtschaftsverkehr und die Angleichung der Unterschiede in der Wirtschaftspolitik und der Rechtsordnung der Mitgliedsländer, soweit sie diesem freien Handelsverkehr im Wege stehen, ist nicht genügend gefördert worden. Der Mangel an Koordination in der nationalen Wirtschafts- und Konjunkturpolitik hat erhebliche Zahlungsbilanzprobleme verursacht. Infolge der Währungsproblematik, wie sie sich Ende vorigen Jahres einstellte, wurde die bisher erreichte Freizügigkeit im Waren- und Kapitalverkehr erheblich beeinträchtigt, wobei ich nur an die damals von Frankreich getroffenen Maßnahmen zu erinnern brauche. Auch die in der Präambel des EWG-Vertrages festgelegte Bereitschaft zur Erweiterung der EWG ist nicht realisiert worden. Zu den sechs europäischen Mitgliedern der Gemeinschaft kamen zwar Griechenland und die Türkei als assoziierte Länder hinzu und hinzu kamen ferner achtzehn assoziierte überseeische Gebiete. Aber die Schaffung einer größeren Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft ist bisher am Veto Frankreichs gescheitert. Die schon vor einer ganzen Reihe von Jahren gestellten und teilweise wiederholten Beitritts- oder Assoziierungsanträge der nordischen Länder, Großbritanniens und anderer Staaten liegen auf Eis. Das ist um so bedauerlicher, als sich — insbesondere infolge der Verwirklichung des gemeinsamen Agrarmarktes innerhalb der EWG — der Graben zwischen den EWG-Ländern und den Nicht-EWG-Ländern, namentlich auch den EFTA-Ländern, immer mehr vertieft. Auf dem Agrargebiet ist die Einfuhr in die Bundesrepublik aus Drittländern, soweit es sich um Güter der Agrarmarktordnungen handelt, jetzt schon zurückgegangen. Diese Ordnungen zeigen bedenkliche Auswucherungserscheinungen. Dieses System treibt Blüten, wie sie bei der Schaffung der Römischen Verträge unvorstellbar waren. Überall dort, wo eine Ware auch nur den Anschein eines Agrarprodukts — selbst dann, wenn es verarbeitet wird — erweckt, wird reguliert und abgeschöpft. Blumen, Hopfen und Tabak werden in die Erwägungen einbezogen. Von Obst, Gemüse und Fleisch kommt man zu den Konserven, vom Zucker zur Marmelade. Wer weiß, ob man nicht von der Gerste (für die es schon eine Marktordnung gibt) über den Hopfen (für den sie geplant ist) noch zum Bier kommt. Der Verbraucher hat letzten Endes die Zeche zu bezahlen, und der Welthandel wird erheblich beeinträchtigt.

Hier hat man zwar eine perfektionistische Integration vollzogen, aber zugleich soviel falsche Entscheidungen getroffen, daß eine radikale Änderung der Politik dringend nötig ist. Der Grundgedanke der Einigung des europäischen Marktes ist die Förderung umfangreicher einheitlicher Absatzgebiete gewesen, nicht aber eine protektionistische Abschließung solcher Zonen. Auf dem Gebiete der Agrarpolitik jedoch hat sich die Integrationspolitik überschlagen und ist in einen echten Protektionismus gemündet. Künstlich stimulierte Überschußproduktionen sind hervorgerufen, durch welche alte

weltweite Lieferbeziehungen zum Versiegen gebracht wurden. Durch die Festsetzung hoher Preise und durch die Ausdehnung der Produktion ist bei vielen Agrarerzeugnissen ein Selbstversorgungsgrad erreicht worden, der zu Lasten des billigeren Weltmarktangebotes geht. Die Agrarprodukte wachsen und wachsen. Sie müssen gelagert werden oder vernichtet, oder schließlich mit Subventionen exportiert — alles mit riesigen Kosten. Vom 1. April 1965 bis zum 1. April 1969 stiegen beispielsweise die Butterbestände in der EWG von 67 Mio auf 280 Mio kg. Hierfür mußte die EWG 1,9 Mrd DM an Subventionen aufbringen. Inzwischen ist die Zahl auf 327 Mio kg gestiegen. Auf der anderen Seite hat sich, um wiederum beim Beispiel Dänemark zu bleiben, das dänische Defizit im Handelsverkehr mit den EWG-Ländern von 332 Mio DM im Jahre 1958 auf 1,8 Mrd DM im Jahre 1968 erhöht. Ein wesentlicher Abbau der Viehbestände in Dänemark ist die Folge gewesen.

Auf dem Gebiet der Agrarpolitik muß daher im Rahmen der EWG eine Neubesinnung erfolgen. Eine Abkehr von den Prinzipien des Interventionismus ist ebenso notwendig wie die Anpassung der Landwirtschaft an die Wirtschaftsdynamik. Echte Strukturpolitik und echte Regionalpolitik müssen in diesem Sinne zu ihrem Recht kommen.

Wie nun kann es weitergehen und welches sind die Zukunftsaussichten der EWG? Es läßt sich nicht verkennen, daß sich in den letzten Jahren eine gewisse „Europa-Müdigkeit“ breitgemacht hat. Die europäische Integration befindet sich in einem Zustand der Stagnation. Das ist bedenklich, da Stillstand hier Rücktritt bedeutet. Noch freilich sind die wirtschaftlichen Interessen der Mitgliedsstaaten stark genug, um die EWG zusammenzuhalten. Sie alle brauchen die Gemeinschaft. Das gilt ganz besonders von Frankreich, obwohl von diesem in den letzten Jahren häufig genug retardierende Kräfte ausgingen. Gerade Frankreich aber hat aus der Gemeinschaft besonderen Nutzen gezogen. Die Franzosen haben unverändert das höchste Pro-Kopf-Einkommen in der EWG. Ihre Industrieproduktion ist in den Jahren von 1964 bis 1967 doppelt so stark angestiegen wie etwa die der Bundesrepublik. Ihre Exporte in den Gemeinsamen Markt konnten sie erheblich mehr steigern als wir. Bei ihnen, aber auch in der Bundesrepublik und in anderen Mitgliedsstaaten spricht jede vernünftige Erwägung für die Erhaltung und für die Erweiterung der Gemeinschaft.

Erfreulicherweise läßt sich der Eindruck gewinnen, daß durch den Regierungswechsel in Frankreich gewisse Akzentverschiebungen eingetreten sind, die zu größerem Optimismus hinsichtlich der weiteren Entwicklung berechtigen. Der Ministerrat der EWG hat im Monat Juli ermutigende Fortschritte erzielt, die die Hoffnung aufkommen lassen, daß die von Frankreich und — sozusagen im Gegenzug — von den Niederlanden aufgebauten Fronten im Aufweichen begriffen sind. Die Abwertung des französischen Francs wird nicht ohne Folgen für die Einstellung der französischen Regierung hinsichtlich der Kooperation auf dem Währungsgebiet und der Koordinierung der Konjunkturpolitik sein. Es wird viel darauf ankommen, daß der

Zustand der Niedergeschlagenheit jetzt nicht zu einem solchen der Euphorie wird, in dem eine neue Europabegeisterung allzu hohe Wellen schlägt. Eine Neubesinnung ist erforderlich; sie verlangt von allen Beteiligten viel Fingerspitzengefühl und nüchternen Realismus. Die für das Jahresende geplante Gipfelkonferenz der Regierungschefs der EWG-Länder, die vom Ministerrat mit Hilfe der EWG-Kommission vorbereitet werden soll, wird eine Stunde der Wahrheit bedeuten.

Lassen Sie mich jetzt versuchen, Ihnen einen kurzen Überblick über die Aufgaben zu geben, die zur Lösung anstehen. Dabei handelt es sich um Fragen der inneren Festigung der EWG einerseits und um ihre Erweiterung nach außen andererseits. Ich darf mich hierbei auf das beziehen, was ich zu Beginn dieses Vortrages über die in den Römischen Verträgen gesteckten Ziele der EWG gesagt habe, und ich möchte weiter auf das „Arbeitsprogramm der Gemeinschaften“ verweisen, das die EWG-Kommission am 20. März 1969 dem Ministerrat vorgelegt hat.

Was die Ausgestaltung der inneren Beziehungen der Sechsergemeinschaft betrifft, so gilt es zunächst, die Zollunion zu vollenden. Der freie Warenverkehr muß auch von solchen Behinderungen befreit werden, die mit den Zollsätzen Zusammenhängen und die eine indirekte Inländerbevorzugung darstellen.

Weiter müssen der freie Dienstleistungsverkehr sowie ein freizügiger Kapitalverkehr und das freie Niederlassungsrecht gewährleistet sein. Jeder Unternehmer eines Mitgliedslandes muß in einem anderen Mitgliedsland tätig werden können; er muß hier wie ein Inländer eine Firma eröffnen können, er muß Grund und Boden kaufen, er muß Kapital investieren dürfen.

Unverändert gilt es ferner, eine gemeinsame Verkehrspolitik, eine gemeinsame Energiepolitik und eine gemeinsame Außenhandelspolitik anzustreben. Gerade die Gemeinsamkeit der Außenhandelspolitik ist für die Verwirklichung einer echten Wirtschaftsgemeinschaft von besonderer Bedeutung; ohne sie bliebe die Zollunion ihrer eigentlichen Wirksamkeit beraubt, weil sie beispielsweise durch eine einseitig-nationale Kontingentpolitik illusorisch gemacht werden könnte.

Auch auf dem Gebiet der Steuerpolitik muß eine Harmonisierung erfolgen, wobei hinsichtlich der Umsatzsteuer insofern schon ein Fortschritt erzielt ist, als fast alle Mitgliedsländer das System der Mehrwertsteuer eingeführt haben.

Ich will hier auf die Problematik der Regionalpolitik, der Förderung wirtschaftlich zurückgebliebener Gebiete und der Förderung des Strukturwandels im allgemeinen nicht näher eingehen. Mit besonderem Nachdruck aber möchte ich auf die Notwendigkeit hinweisen, das System der Agrarpolitik einer grundsätzlichen Reform zu unterziehen. Man kann nicht immer neue Marktordnungen schaffen, obwohl man weiß, daß das System der bisherigen Marktordnungen sich nicht bewährt hat. Es ist doch wirklich absurd, wenn ein hochindustrialisiertes Land wie die Bundesrepublik in den subventionierten Export von Agrargütern wie Butter und Zucker hineingeht und

den Agrarländern auf diese Weise Konkurrenz macht. Das ganze System muß geändert werden. Vielleicht ist ein gewisser Übergang zu einer mengenmäßigen Regulierung des Anbaus bei gleichzeitiger Gewährleistung bestimmter Einfuhrmengen unvermeidlich. Mansholt selbst, der doch einer der Schöpfer der EWG-Agrarpolitik ist, hat sich nun genötigt gesehen, drastische Änderungsvorschläge zu machen. Nach dem Mansholt-Plan soll die Zahl der Arbeitskräfte in der Landwirtschaft der EWG in den nächsten zehn Jahren von 10 Mio auf 5 Mio dezimiert werden. Die landwirtschaftliche Nutzfläche soll von 71 Mio Hektar um 5 Mio Hektar auf 66 Mio Hektar reduziert werden, und es sollen landwirtschaftliche Betriebe von leistungsfähiger Größe gebildet werden. Zu diesen langfristigen Maßnahmen kommen mittelfristige Maßnahmen, die u. a. auch preispolitischen Charakter tragen.

Mit allen solchen Maßnahmen aber ist es nicht getan. Die Vorgänge anlässlich der Abwertung des französischen Francs haben mit aller Deutlichkeit erkennen lassen, daß eine gemeinsame Agrarpolitik — selbst wenn sie eine wesentlich bessere als die bisher betriebene gewesen wäre — nicht ausreicht. Sie muß mit einer gemeinsamen Konjunktur-, Währungs- und Finanzpolitik verzahnt werden. Weil es daran gefehlt hat und weil die gemeinsamen Agrarpreise in einer auf dem Wert des Dollars basierenden und an den Goldpreis gebundenen EWG-Rechnungseinheit festgesetzt worden sind, mußte der französische Agrarmarkt von dem EWG-Agrarmarkt isoliert werden. Der freie Warenverkehr mit den Agrarprodukten wird durch eine Preisschleuse an der französischen Grenze gebremst, was zunächst einmal das Ende eines gemeinsamen Agrarmarktes bedeutet. Zwar hätte die EWG den Wert der Rechnungseinheit dem Abwertungssatz des Francs entsprechend ändern können. Das aber hätte zu einer allgemeinen Senkung der Agrarpreise in den fünf Partnerländern Frankreichs führen müssen, und dazu wären die Regierungen aus politischen Gründen nicht in der Lage gewesen.

So zeigen denn die jüngsten Erfahrungen auf dem eben erwähnten Gebiet, daß eine weitere wesentliche Aufgabe der EWG in der Koordinierung der allgemeinen Wirtschafts- und Konjunkturpolitik und der Währungspolitik besteht. „Das Hauptproblem einer besseren Koordinierung der wirtschaftspolitischen Entscheidungen liegt darin, zu verhindern, daß sich die Kosten und Preise und allgemein die Gesamtnachfrage und die Zahlungsbilanz der Mitgliedsstaaten zu weit auseinander entwickeln“, heißt es im elften Jahresbericht des Währungsausschusses der EWG. Deshalb müßten die EWG-Partner die längerfristigen Ziele ihrer Wirtschaftspolitik gemeinsam festlegen und sie sowohl untereinander wie mit den Zielen der Römischen Verträge abstimmen. Über die Harmonisierung der grundlegenden Ziele hinaus müßten auch die einzelnen Durchführungsmaßnahmen in der Praxis koordiniert werden. Dazu gehören auch Maßnahmen der Währungspolitik. Wahrscheinlich ist es auch heute noch verfrüht, die baldige Einführung einer

einheitlichen europäischen Währung anzustreben. Bestechend wäre ein solcher Plan, weil die Mitgliedsstaaten dann zu einer gemeinsamen Konjunktur- und Wirtschaftspolitik gezwungen wären. Einen solchen Zwang aber auf sich zu nehmen, wären die Mitgliedsstaaten heute wohl noch nicht bereit. So bietet sich der Weg zur allmählichen Koordinierung der nationalen Konjunktur- und Wirtschaftspolitiken unter gleichzeitiger Bereitstellung gemeinsamer Währungshilfen zur Überbrückung vorübergehender Schwierigkeiten bei Einzelmitgliedern an. Dies ist der Grundgedanke des von Raymond Barre, dem Mitglied der EWG- Kommission, entworfenen Plans, dessen wesentliche Grundsätze lauten:

1. Die mittelfristigen wirtschaftlichen Ziele werden künftig gemeinsam festgelegt; konkrete Vorschläge sollen den Regierungen noch Ende dieses Jahres vorgelegt werden.
2. Die Mitglieder des Ministerrats werden sich vor jeder in einem Mitgliedsland zu treffenden Entscheidung von größerer wirtschaftspolitischer Bedeutung konsultieren, um eine Harmonisierung der Wirtschaftspolitik sicherzustellen.
3. Es wird ein gemeinsames System der gegenseitigen Währungshilfe geschaffen, dessen wesentlicher Bestandteil ein Mechanismus der automatischen kurzfristigen Kreditgewährung zur Zurückverlagerung von Fluchtkapital und zum Ausgleich nichtstruktureller Zahlungsbilanzdefizite ist.

Die Konferenz der Wirtschafts- und Finanzminister der EWG, die Mitte Juli dieses Jahres in Brüssel stattgefunden hat, hat diesem Plan grundsätzlich zugestimmt. Die Zentralbankpräsidenten sind beauftragt worden, ins einzelne gehende Vorschläge für die Modalitäten der währungspolitischen Solidarität der Mitgliedsländer auszuarbeiten. Das geplante Vorgehen verspricht nur dann Erfolg, wenn auch eine gewisse Koordinierung der Wirtschaftspolitik erfolgt. Inzwischen ist nun der französische Franc abgewertet worden. Aber dieser Umstand ist nur eine Bestätigung der Notwendigkeit, den Barre-Plan zu verwirklichen, und damit wäre ein großer Schritt in Richtung von der Zollunion zu einer echten Wirtschaftsunion getan.

Von der Festigung der EWG im Inneren komme ich nun zu der Erweiterung der EWG nach außen. Diese Erweiterung ist eine Aufgabe, die Hand in Hand mit der inneren Festigung der Gemeinschaft erfolgen muß. Ich halte die Auffassung für falsch, daß zunächst die vollständige Festigung der EWG nach innen erreicht werden müsse, bevor man an die Erweiterung ihrer Mitgliederzahl gehen könne. Erfreulicherweise hat nun auch die neue französische Regierung ihre Bereitschaft erklärt, an der Erweiterung der Gemeinschaft mitzuarbeiten. Sie dürfe nur nicht zu einer Schwächung der Gemeinschaft führen. Ausdrücklich hat sich der französische Außenminister Schumann auf der Außenministertagung des Ministerrats der EWG Mitte Juli dieses Jahres zu dieser Auffassung bekannt und dabei darauf hingewiesen, daß es sich nicht nur um die Aufnahme Großbritanniens, sondern auch um die der anderen

Beitrittskandidaten handele, da der Warenaustausch der skandinavischen Staaten mit der EWG im Jahre 1968 fast ebenso groß gewesen sei wie derjenige Großbritanniens mit der Gemeinschaft.

Zwar hat man in der letzten Zeit in Großbritannien häufig Stimmen gehört, die gegen dessen Beitritt zur EWG sprachen. Die agrarwirtschaftliche Belastung durch höhere Einfuhrpreise für Nahrungsmittel bedeute eine zusätzliche Beeinträchtigung der Zahlungsbilanz. Die zu erwartenden höheren Lebensmittelpreise würden zu einer Steigerung der Lebenshaltungskosten und indirekt zu einer Erhöhung der Exportpreise führen. Der zu erwartende Exportzuwachs nach den EWG-Ländern werde durch höhere Einfuhren an Industrieprodukten aus der EWG mehr als ausgeglichen. Exportvorteile, die Großbritannien bisher auf Grund der EFTA- und Commonwealth-Präferenzen sowie der Südafrika-Präferenzen hatte, würden fortfallen. Die Einführung des freien Kapitalverkehrs werde Schwierigkeiten bereiten. Skeptiker schätzen die finanziellen Nachteile, die Großbritannien aus dem Beitritt zur EWG entstehen könnten, auf viele Hunderte von Millionen Pfund jährlich. Dennoch haben sich die Führer der drei großen englischen Parteien, Premierminister Mr. Wilson, Mr. Heath und Mr. Thorp, auf der großen Veranstaltung des „British Council of the European Movement“ Ende Juli dieses Jahres erneut für den Beitritt ausgesprochen.

Sicherlich ist es richtig, den Beitritt Großbritanniens nicht allein ins Auge zu fassen, sondern zu gleicher Zeit auch den Beitritt der nordischen Länder anzustreben. Wenn wir jetzt von Bestrebungen dieser Länder, eine Nordische Zollunion zu schaffen, hören, so haben wir für dies „Nordek“ alles Verständnis. Wir wären aber froh, wenn der „Nordek“-Plan aus dem einfachen Grunde nicht verwirklicht zu werden brauchte, weil inzwischen die Aufnahme der nordischen Staaten in die größere Europäische Wirtschaftsunion erfolgt.

Der weitestgehend integrierte Markt im Rahmen der EWG, der Agrarmarkt, ist zunächst zerbrochen. Mir scheint aber, daß das vorläufige Ende dieses Marktes kein Anlaß zur Resignation zu sein braucht. Es bedeutet vielmehr eine echte Chance zum Neubeginn. Ich sagte schon am Anfang, daß es heute kein Zurück mehr gibt. Der „point of no return“ ist längst überschritten. Es gibt keine Alternative. Deutschland macht 30 v. H. aller seiner Auslandsumsätze in der übrigen EWG, Frankreich 47 v. H., Holland 59 v. H. und Belgien 62 v. H. Im Schnitt hat der Anteil des EWG-Binnenhandels am gesamten Außenhandel der EWG-Länder die Marke von 45 v. H. überschritten. Hier ist tatsächlich schon so etwas wie ein europäischer Großmarkt im Entstehen begriffen, und diese Entwicklung geht unaufhaltsam weiter. Die neuen Initiativen, die sich abzeichnen, werden in nicht allzu langer Zeit zu einer Währungs- und Wirtschaftsunion führen, und es wird zwangsläufig die Aufnahme weiterer Mitglieder folgen. Zwar scheint es zweifelhaft zu sein, ob mit dem Ablauf der regulären Übergangszeit am 31. Dezember 1969 die Vorschriften des EWG-Vertrages für die Verwirklichung des freien Personen-, Waren-, Kapital- und Dienstleistungsverkehrs

automatisch und in vollem Umfang in Kraft treten können. Bei dem gegenwärtigen Stand der Verhältnisse kann man den Gemeinsamen Markt nicht als am 1. Januar 1970 vollendet erklären. Daher scheint die Anregung beherzigenswert, die Übergangsfrist auf ein weiteres Jahr zu erstrecken, um in dieser Zeit einen neuen Sach- und Zeitplan zu entwickeln, der für die endgültige Fortentwicklung und Erweiterung der EWG die erforderliche Grundlage abgibt.

Als Präsident de Gaulle im September 1963 Hamburg besuchte, habe ich ihn an das Pariser Stadtwappen erinnert, das ein im Sturme segelndes Schiff mit der Unterschrift darstellt: „Fluctuat nec mergitur“ — „Es kann schwanken, aber nicht untergehen.“ Mit diesem Schiff habe ich damals Europa verglichen. Noch heute halte ich den Satz für gültig: Das Schiff der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft kann schwanken, aber nicht untergehen. Wir sollten gemeinsam versuchen, das Notwendige einzusehen und nach dieser Einsicht zu handeln. Politik besteht nun einmal in der Aufgabe, das Notwendige möglich zu machen. Schon früher habe ich einmal gesagt, daß wir uns davor hüten müssen, aus dem Traum eines endlich geeinten Europas das Trauma eines endgültig uneinigen Europas werden zu lassen. Wenn Europa sich nicht einigt, wird es den Rest seiner Weltgeltung verlieren, die wiederzugewinnen ein einzelner europäischer Staat heute nicht mehr in der Lage ist.

Perspektiven im dänischen Schulwesen mit besonderer Berücksichtigung der Erwachsenenbildung

Schule wird in Zukunft ein neuer Begriff werden. Während wir bisher daran gewöhnt waren, an den Unterricht der Kinder als das Zentrale und beinahe Einzige in der Schularbeit zu denken, wird in Zukunft die Erwachsenenbildung mit dem grundlegenden Unterricht in Kinderschulen gleichgestellt werden. Dies wird auf Grund der veränderten Gesellschaftsstruktur notwendig werden, wo der Mensch Neues lernen muß, um mit der sich ständig wandelnden technischen Entwicklung Schritt zu halten.

Sowohl auf nordischer Ebene als auch im Europarat werden in diesen Jahren viele Debatten über den Platz der Erwachsenenbildung in der zukünftigen Gesellschaft geführt. In Dänemark spielt diese Diskussion eine ständig größere Rolle. Wo pädagogische Fragen aufgeworfen werden, wenn wir über Erwachsenenbildung in Dänemark sprechen, kommen wir nicht um den Volkshochschulunterricht herum, und es ist daher natürlich, hier einige Bemerkungen über den Platz der Volkshochschule in dem Unterrichtsschema der Gegenwart und der Zukunft zu machen.

1968/69 gab es in Dänemark 72 Volkshochschulen mit einer gesamten Schülerzahl von etwa 8000. Alle Volkshochschulen sind private, meist rechtsfähige Stiftungen und aus den verschiedenen Ideenbewegungen errichtet. Die meisten von ihnen umfassen einen achtmonatigen Kursus oder zwei viermonatige Kurse. Die Volkshochschulen haben es vermocht, die Jugend der Städte anzusprechen, obwohl die meisten dieser Schulen ursprünglich für die Jungen aus bäuerlichen Betrieben errichtet worden sind. Es werden ständig neue Volkshochschulen eingerichtet. So sind in diesem Jahr mehrere neue Schulen eröffnet worden: F.D.F. (Frivillige Drengeforbund) hat eine neue Schule in Silkeborg, und die L.O.-Hochschule (Landsorganisationen De samvirkende Fagforbund) in Helsingør hat gerade in diesem Sommer eine sehr umfassende Tätigkeit entfaltet. Beide Schulen lassen erkennen, wie Volkshochschulen auch heute aus sehr verschiedenen Bewegungen und Ideen entspringen. Daß der alte Grundtvigsche — ja vielleicht Koldsche — Volkshochschulgedanke nicht ausgestorben ist, beweist die Errichtung der Vestjyllands Højskole (Volkshochschule) in Veiling. Die Schule wurde im Mai dieses Jahres eingeweiht, nachdem für ihre Errichtung von 90 Prozent der Einwohner der Gemeinde ein Beitrag geleistet worden ist.

Es gilt sowohl für Sport-, Krankenschwestern- als andere speziell ausgerichtete Volkshochschulen, daß ihnen verschiedene Lebensanschauungen zugrunde liegen. Auf diese Weise müßten eigentlich die Volkshochschulen besondere Voraussetzungen haben, auch die heutige Jugend zufriedenzustellen, die oft gegen eine ideologisch betrachtete geschwächte Gesellschaft reagiert. Ein Teil des Jugendaufwuchs entspringt einer Angst davor, daß der technische und ökonomische Wettlauf den Sinn und die Möglichkeit der Menschen, gefühlsmäßig engagiert zu leben, schwächen wird.

In den nächsten Jahren wird die Arbeit der Volkshochschule von den großen Veränderungen innerhalb des Unterrichts- und Bildungssystems in Dänemark geprägt werden. Eine erweiterte Unterrichtspflicht wird kaum das Interesse für den Besuch einer Volkshochschule schwächen, aber eine Reihe von Ausbildungen, die im Augenblick einen vorausgehenden Volkshochschulaufenthalt voraussetzen, werden nun mit der Einführung besonderer Vorschulen umgestaltet.

Die besondere Anziehungskraft der Volkshochschulen wird jedoch fortdauernd in der ideologischen Herausforderung bestehen und darin, daß die Volkshochschulen eine Freistätte unter den großen Gruppen der berufsgeprägten Ausbildungsarten darstellen. Wahrscheinlich wird ein stärkerer Wunsch der vielen Altersgruppen nach einem Aufenthalt auf einer Volkshochschule bestehen — ein einmonatiger Volkshochschulkursus wird in diesem Zusammenhang sinnvoll sein.

Man muß stark hoffen, daß bei den kommenden Tarifverhandlungen auf dem Arbeitsmarkt, in denen die Freizeit festgelegt wird, darauf Rücksicht genommen wird, daß es von großer Bedeutung sein kann, die Ferien über längere Perioden, zusammenhängend — vielleicht zwei Monate jedes zweite Jahr — zu legen, so daß die Menschen Zeit finden, eine Volkshochschule zu besuchen. Dadurch kann eine menschliche Umschulung sich vollziehen, die von großer Bedeutung für die harmonische Gestaltung der Freizeit der Menschen sein kann. Manches deutet darauf hin, daß die Volkshochschule künftig nicht vor allem eine Schule für die Achtzehn- bis Dreiundzwanzigjährigen, sondern eine Schule zur Begegnung aller Generationen sein wird.

Im Juni dieses Jahres verabschiedete das dänische Folketing einstimmig ein neues Zuschußgesetz für private Schulen, darunter auch für Volkshochschulen, das einen gesamten Staatszuschuß von 85 Prozent der Hauptausgaben (darunter die Ausgaben für Lehrerbekleidung) ergeben wird. Das Folketing hat mit diesem Gesetz eine historische Linie bejaht, nach welcher der Staat großzügig Privatschulen unterstützt, aber es der einzelnen Schule überläßt, völlig frei die Inhalte zu bestimmen, wie sie von den Ideen und Gedanken des Schulkreises, des Vorstehers und der Lehrer bestimmt sind.

Anschließend einige Bemerkungen zum Gesetz über Freizeitunterricht, das am 1.

August dieses Jahres in Kraft trat. Auch dieses wurde im Folketing einstimmig verabschiedet; es entstand nach einer gründlichen Kommissionsarbeit, wo die Absicht des Gesetzes sehr klar präzisiert wurde. Es handelt sich darum, erwachsenen Menschen sowohl die Möglichkeit des Unterrichts als eines Angebots zu verschiedenen Freizeitaktivitäten zu verschaffen. Dies Gesetz ist auf vielen Gebieten eine Erweiterung des Gesetzes für Jugend- und Abendschulen von 1942, mit gewissen Änderungen vom Jahre 1960. Aus diesem Gesetz möchte ich die freiwillige Jugendschule für Vierzehn- bis Achtzehnjährige, die eine große Rolle im Jugendunterricht spielt und die meines Erachtens weiterhin eine umfassende Wirksamkeit entfalten wird, erwähnen. Als nächstes sei die Abendschule erwähnt, die fortlaufend Angebote für den Erwachsenenunterricht in vielen verschiedenen Fächern bereithält und die nun auch Vorbereitungskurse für Prüfungen in einzelnen Fächern auf dem Niveau der Prüfungen der staatskontrollierten 9. und 10. Klasse abhalten kann. Später, nach ein oder zwei Jahren, werden wir imstande sein, auch diesen Jahrgängen das Ablegen von Prüfungen in einzelnen Fächern auf dem Niveau des Realexamens und etwas später des HF-Examens (höhere Vorbereitung) und des Abiturs anzubieten, das wird von sehr großer Bedeutung für viele Menschen, vielleicht nicht zuletzt für Frauen sein, die außerhalb des Berufslebens gestanden haben, während die Kinder klein waren, und die nun die Voraussetzungen zu ihrem Einsatz in einem qualifizierten Beruf verbessern möchten.

Das neue Gesetz wird es den Abendhochschulen und den Studienkreisen ermöglichen, Menschen in neue Themen- und Problemkreise einzuführen und fortzubilden. Schließlich sei erwähnt, daß öffentliche Zuschüsse für Vortragsreihen (mindestens vier Vorträge zu einem gemeinsamen Thema) bewilligt werden können. Das wird für große Teile des Vereinslebens eine Stimulanz bedeuten.

Als neuer Begriff werden nun Interessengruppen für Erwachsene entstehen. Hier können sich Menschen zu rekreativen Themen zusammenfinden, die nicht an einen Unterrichtsplan gebunden sind, wie er im Abendschulunterricht vorliegen muß. Auch Kindern und Jugendlichen im Alter von sieben bis achtzehn Jahren wird öffentliche Unterstützung für Interessengruppen, die jedem offenstehen, bewilligt. Als Leiter denkt man hier vielleicht an Eltern oder Lehrer oder auch Jugendliche. Der Umfang dieses Wirkungskreises ist heute noch nicht abzusehen.

Jugendklubs für Vierzehn- bis Achtzehnjährige, die heute von großer Bedeutung sind, stehen weiterhin Jugendlichen aus allen sozialen Gruppen der Gesellschaft als Treffpunkt zur Verfügung.

Zweifellos wird dies Gesetz ein bedeutungsvoller Meilenstein in der Geschichte der dänischen Volksaufklärung werden, aber es kann nur durchgeführt werden, wenn es Leiter und Lehrer gibt, die mit ausreichender Tüchtigkeit und persönlichem Engagement sich für die Arbeit einsetzen wollen.

*

Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang etwas über den Platz des Lehrers in der zukünftigen Gesellschaft und damit auch über die Frage der Stellung der Eltern äußern.

Zum ersten Mal haben die dänischen Lehrerhochschulen nur Schüler mit Abitur oder HF-Examen (höhere Vorbereitung) aufgenommen. Gleichzeitig tritt das neue Gesetz zur Lehrerausbildung in Kraft, und damit beginnt eine neue Periode, die uns fachlich besser ausgerüstete Lehrer denn je bescheren wird.

Aber die Tätigkeit des Lehrers erstreckt sich weiter als auf das Unterrichten — der Lehrer übernimmt einen wesentlicheren Teil der Erziehungsfunktionen der Eltern als früher. Zu diesem Teil der Wirksamkeit des Lehrers gehört nichts geringeres als Demut und damit tiefer Respekt vor dem Heim und seiner Tradition.

Eine eingehende Erörterung über das Verhältnis zwischen Eltern und Lehrer und somit auch über den Versuch einer Abgrenzung der Aufgaben des Lehrers ist dringend erforderlich. Die Arbeit des Lehrers ist von einer tief persönlichen Art geprägt, und es mag paradox klingen, daß zu einem Zeitpunkt, wo ein größerer Teil der erzieherischen Verantwortung dem Lehrer übertragen wird, eine Lehrerhochschulreform durchgeführt wird, wo die Rücksicht auf fachliche Forderungen bewirkt, daß fast alle Lehrer in Zukunft nur durch Schule und Studium Lebenserfahrung und Erziehung erhalten haben.

Als eine der wichtigsten Aufgaben der Schulausschüsse betrachtet man die Herstellung einer engen Zusammenarbeit zwischen Eltern und Lehrern. Man kann diese Zusammenarbeit vertiefen durch das Zusammensein von Eltern, Lehrern und Schülern außerhalb des Unterrichts in Studienkreisen, Dramatik, Musik u. a., wo die drei Partner sich in einer gesunden und fördernden Gemeinschaft treffen. Zu einer solchen Entwicklung kann auch die Volksschule beitragen, aber hier wird viel von der Einstellung des Lehrers abhängen.

In das neue Freizeitgesetz ist der Begriff „Interessengruppen für Kinder und Jugendliche“ aufgenommen. Das bedeutet, daß auch Eltern als Leiter und Initiatoren in solche Interessengruppen eintreten und daß auch junge Schüler als Instruktoren anerkannt werden können. Die Lehrer kritisieren, daß sie gesetzlich schlechter gestellt werden als früher, als diese Schulklubs dem Sozialministerium unterstellt waren, aber wenn das rechte Erziehungsmilieu entstehen soll, muß man darauf hinzielen, daß auf gewissen Gebieten Schüler, Lehrer und Eltern in einer Gemeinschaft auf gleicher Ebene miteinander Zusammenkommen.

Diejenigen, die etwa um 1970 Lehrer werden, können aller Wahrscheinlichkeit nach damit rechnen, bis zu den Jahren 2010 bis 2020 Lehrer zu sein. Auf welchen Gebieten werden dann nach unserer Schätzung Änderungen eintreten oder wo müßten Änderungen kommen? Meine Auffassung ist folgende:

1. Der Lehrer wird alle Altersgruppen unterrichten müssen, weil der Erwachsenenunterricht in der kommenden Gesellschaft gleichberechtigt neben

dem Kinderunterricht stehen wird. Deshalb müßte der Erwachsenenunterricht ganz natürlich als Fach an den Lehrerhochschulen eingeführt werden.

2. Es muß der Wunsch sein, kleinere Schulen für Erwachsene zu errichten, weil das persönliche Verhältnis zwischen Eltern, Kindern und Lehrern besser an einer nicht zu großen Schule gedeiht. Etwa 1980 werden kaum Schulen für mehr als 400 bis 500 Schüler gebaut werden, und der bauliche Rahmen muß es auch den Erwachsenen ermöglichen, vormittags wie die Kinder und Jugendlichen zur Schule zu gehen. Die Umschulung und Weiterbildung der Erwachsenen wird einen sehr bedeutenden Aufschwung nehmen. Hinzu kommen wird der Wunsch nach einem engeren Kontakt zwischen den Generationen. Die Jungen von heute werden als Erwachsene alles tun, was in ihrer Macht steht, um den Abstand zu ihren Kindern kleiner zu machen als den Abstand zwischen den heutigen Jugendlichen und ihren Eltern.
3. Die Struktur der Schule wird sich sehr schnell ändern, so daß das jetzige Examens- und Prüfungssystem geschmeidiger werden wird und man in den einzelnen Fächern auf verschiedenem Niveau mit Rücksicht auf die Verwendung des einzelnen Faches Prüfungen ablegen kann. Hieraus wird ein große Diskussion über die Berechtigung der Teilung der Jahrgänge entstehen.
4. Die Entwicklung der Gesellschaft wird die Stellung der Schule beeinflussen. Es ist nicht möglich, hier auf eine umfassende Würdigung aller Verhältnisse, die die Erziehung und Ausbildung tangieren werden, einzugehen. Vieles deutet jedoch darauf hin, daß der Jugendaufbruch hier Ende der 1960er Jahre nur der Anfang eines gewaltigen Umbruchs ist. Diejenigen, die glauben, diesem durch Errichtung von Freizeitzentren und durch die Ermöglichung rekreativer Entfaltung für die Bevölkerung Vorbeugen zu können, werden kaum Recht bekommen. Tief im Menschen liegt der Drang nach einer Beantwortung der großen Fragen über den Menschen und die Meisterung und das Ziel des Daseins. Dies geht tiefer und ist teilweise heute wohl kaum zu beurteilen.

Nach einer langen Zeit der Konzentration aller Kräfte und den Kampf der Ertüchtigung und des technischen und wirtschaftlichen Fortschritts, treten wir nun in eine Periode, wo es in der ideologischen und politischen Diskussion mehr um die Änderung der Bedingungen geht, unter denen die Menschen neue Sicherheit und Freiheit finden können. Das nächste Jahrzehnt wird zweifellos von dem Bedarf der nächsten Generation nach „der Idee“ geprägt sein, das will heißen, daß die Gegensätze auf politischem, religiösem und moralischem Gebiet größer und den Charakter verändernd sein werden. Diese Entwicklung ist unübersehbar, aber der Jugendaufbruch Ende der 1960er Jahre ist der Anfang einer neuen Phase in unserer kulturellen Entwicklung. Die Studenten — und somit heute in hohem Maße die Studenten der Lehrerhochschulen — sind in diesem Aufbruch stark engagiert. Und da diese Menschen

in Zukunft sehr wesentlichen Einfluß auf die Erziehung nehmen werden, kann man annehmen, daß diese Entwicklung rasant vorangehen wird.

Der Lehrer hat in der volklichen Entwicklung immer eine große Rolle gespielt. Derjenige, der glaubt, diese würde kleiner werden, weil wir weniger Lehrer in den politischen Parteien und in dem traditionellen Vereinsleben erblicken, übersieht vermutlich, daß der Einfluß des Lehrers bei der langen Ausbildung — ja lebenslangen für die Menschen der Zukunft — sich mehr auf direktem Wege auswirken, aber nicht geringer werden wird. Hinzu kommt, daß jetzt viele glauben, daß die Ausbildung dazu benutzt werden kann, die Gesellschaft umzubilden, und durch diese sogenannte „außerparlamentarische“ Wirksamkeit kann die Rolle des Erziehers sehr groß werden. Die demokratischen Gesetzgeber in der jetzigen repräsentativen Demokratie müssen der Tatsache ins Auge sehen, daß zukünftig derjenige, der auf die Erziehung und Ausbildung Einfluß hat, ebenso große Macht besitzt, wie derjenige es bisher hatte, der über Kapital verfügt.

Meine Schlußfolgerung muß heißen: So wie wir wünschen, daß das Kapital nicht eine ungehemmte Macht ausüben soll, und so wie wir absolut daran festhalten müssen, daß die Verteidigung den gewählten Vertretern des Volkes unterstehen soll, so muß unser Unterrichts- und Erziehungswesen von dem Kurs bestimmt sein, den die Vertreter des Volkes festlegen. Das aber erfordert, daß wir jetzt, um das Jahr 1970, in unseren kulturpolitischen Überlegungen ernstlich nachdenken — und damit denken wir auch an die Familienpolitik. Nur wenn wir ein Gleichgewicht zwischen dem Einfluß der Eltern und der Schule auf die Erziehung herstellen, wird man vermeiden können, daß der Lehrer die alleinige Verfügungsgewalt über die Erziehung der Kinder und Jugendlichen erhält. Nur wenn die Eltern sich Zeit lassen und Mut zeigen zu erziehen, werden wir uns der Drohung einer Gesellschaftsteuerung der Lehrer, die im Widerspruch zu einer volklichen Demokratie steht, erwehren können.

Niemals zuvor sind auf die Lehrer so große Aufgaben zugekommen — und mit diesen Aufgaben verbindet sich eine Verantwortung, gegenüber der, wie ich hoffe, alle Lehrer demütig sind.

Die Lehrerhochschulen werden nun so ausgestattet, daß sie tüchtige Lehrer ausbilden können, aber es wäre nicht vernünftig, Menschen mit anderer Grundausbildung aus der Erziehungsarbeit — sowohl was den Unterricht als auch die Freizeitgestaltung angeht — auszuschalten. Letzteres unterstreiche ich, weil es für die Ausbildung und Erziehung fruchtbar sein wird, wenn eine Wechselwirkung zwischen Menschen mit Hochschulausbildung und denjenigen mit anderem ausbildungs- und erfahrungsmäßigen Hintergrund besteht.

*

Zur Abrundung soll nicht unterlassen werden, die große Kommunalreform zu erwähnen, die in Dänemark am 1. April 1970 durchgeführt wird. Danach wird die Zahl der Gemeinden auf ein Viertel des heutigen Standes beschränkt werden. Diese

größeren Gemeindeeinheiten erhalten zukünftig größere Selbstständigkeit, indem das Ziel eine Dezentralisierung der Verantwortung ist. Was das Unterrichtswesen betrifft, wird es von ganz entscheidender Bedeutung sein, daß die neuen Gemeinderäte sich dafür einsetzen, Räume für den Unterricht von Menschen aller Altersgruppen einzurichten, und es wäre zu wünschen, daß ein gesunder Wettbewerb unter den Gemeinden stattfände in der Errichtung von „Entfaltungszentren“, wo Menschen sich innerhalb eines guten technischen und ökonomischen Rahmens, der zur Verfügung gestellt wird, betätigen können. Dies sollte meines Erachtens seitens der Zentraladministration nicht dirigiert und geplant werden, sondern als natürlicher Wunsch aus der Bevölkerung hervordringen. Das entspricht am besten volklicher demokratischer Tradition, zu der wir unter der hastigen Entwicklung die Verbindung nicht verlieren dürfen.

Wir stehen einer wissenschaftlich spannenden Periode gegenüber, wo an die Initiative und Phantasie aller appelliert wird, nicht zuletzt derjenigen Menschen, die als gewählte Repräsentanten in den Gemeinderäten und im Folketing Beschlüsse fassen müssen und dadurch den Haupteinfluß auf die Entscheidungen ausüben, die getroffen werden. Diese Menschen können ihre Arbeit nicht ausüben, ohne eine ständig umfassende öffentliche Debatte über kulturelle, pädagogische und erzieherische Fragen. Diese prägt im Augenblick in einem zu geringem Maße die Diskussion in Dänemark.

Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben der deutschen Volkshochschule

I

Auf dem 5. Deutschen Volkshochschultag 1966 war von der „realistischen Wende“ der deutschen Volkshochschulen die Rede. Joachim H. Knoll nennt die Beschreibung einer neuen, berufsbezogenen Aufgabe der Volkshochschule einen „Wendepunkt der Erwachsenenbildung“. Auch andere Autoren sprechen von neuen Ansätzen und Aufgaben. Hat sich also inzwischen die Volkshochschule neuen Typs realisiert, von der das Gutachten des Deutschen Ausschusses für das Erziehungs- und Bildungswesen zur Situation und Aufgabe der deutschen Erwachsenenbildung 1960 sprach?

Es gehört zum Wesen und Aufgabenverständnis der Volkshochschule in Deutschland, sich immer wieder selbst in Frage zu stellen, sich unter neuen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Herausforderungen neu zu definieren. Aber im theoretischen Selbstverständnis der Volkshochschule — gewiß in ihrer Praxis hat sich eigentlich die Wende schon 1931 angebahnt, als in Prerow auf dem Darß die dort versammelten Leiter von Volkshochschulen ihre Aufgabe beschrieben

1. Die öffentliche Abendvolkshochschule dient der Weiterbildung Erwachsener, in erster Linie derer, die Volks- und Berufsschulen besucht haben. Als unterrichtsmäßige Form der Erwachsenenbildung steht sie in Zusammenarbeit mit den anderen Einrichtungen der Erwachsenenbildung.
2. Das Bildungsziel ergibt sich aus der Notwendigkeit der verantwortlichen Mitarbeit aller am staatlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Leben der Gegenwart. Die erzieherische Wirkung der Abendvolkshochschule liegt in der Klärung und Vertiefung der Erfahrungen, der Vermittlung gesicherter Tatsachen, der Anleitung zu selbständigem Denken und der Übung gestaltender Kräfte. Dabei kommt es nicht auf rein fachliche Ausbildung und wissenschaftlich systematische Vollständigkeit an.
3. Wie bei jeder Schule steht auch in der Abendvolkshochschule der geordnete Unterricht im Mittelpunkt. Die Abendvolkshochschule erstrebt einen planmäßigen Aufbau der Lehrgebiete, soweit die Freiwilligkeit des Besuchs und der Charakter als Abendschule es zulassen.
4. Für den Aufbau des Arbeitsplans maßgebend sind die Lebenserfahrungen der Besucher und ihre Bedürfnisse, wie sie sich aus der sozialen Gliederung und den landschaftlichen und örtlichen Besonderheiten ergeben. Die Arbeitsweise gründet

sich auf selbsttätige Mitarbeit der Teilnehmer.

Gewiß — was hier als Aufgabenkatalog nüchtern gegen den überanstrengten Darstellungsstil der damaligen Zeit konzipiert wird, ist nicht mehr realisiert worden. Die Volkshochschulen wurden — von wenigen Ausnahmen abgesehen — im Marschritt brauner Kolonnen zertreten, und was übrigblieb, in NS-Volkshochschulstätten umgewandelt, in denen die Rassenlehre der Partei nordisches Herrenmenschentum züchten sollte und in denen etwa Dichtung verdrängt wurde durch gereimte Demagogie im Stile der Eckart, Anacker und Johst.

Und der Neuanfang der Volkshochschulen 1945 war theoretisch mehr bestimmt durch das Denken der sogenannten „neuen Richtung“ in der Weimarer Zeit, also durch Robert von Erdberg, Eugen Rosenstock-Hussey, Wilhelm Flitner und Eduard Weitsch am Anfang der zwanziger Jahre, als durch die Prerower Formel. Die „realistische Wende“ hatte sich gewiß lange vorbereitet, aber sie vollzog sich erst in den sechziger Jahren. Sie löste die Unterscheidung vom Eigentlichen und Uneigentlichen, vom echten und weniger echten Anliegen ab und fand Ausdruck in neuen Arbeitsformen, aber auch in Gutachten, Vorschlägen und Plänen. In Niedersachsen wurden bei der Vorbereitung eines Gesetzes für die Erwachsenenbildung Aufgaben, Möglichkeiten und Formen der Erwachsenenbildung von einer Studienkommission neu überdacht. Sie war Muster für ähnliche Kommissionen in anderen Bundesländern, Anstoß auch für Überlegungen in den Verbänden der Erwachsenenbildung. Zweimal hat der Deutsche Volkshochschul-Verband, ausgehend von der Formel „Volkshochschule neuen Typs“ innerhalb der letzten sechs Jahre Stellung und Aufgabe der Volkshochschule im allgemeinen Bildungssystem beschrieben. Schließlich regten die Planungsvorstellungen auch Bildungstheoretiker und Bildungsplaner an, die Rolle der Volkshochschule — vor allem ihren Ausbau — neu zu bestimmen. Joachim H. Knoll schlug seinen Bochumer Plan als Beispiel eines 3. Bildungsweges vor — Wolfgang Schulenberg empfahl unter dem Stichwort „Plan und System“ den Ausbau der Volkshochschulen durch ein System von Zertifikatkursen. Die Volkshochschulen selbst — vor allem ihre Pädagogische Arbeitsstelle — entwickelten einen Typ von Grundstudienseminaren als neue Form systematischer, sachbezogener, kontinuierlicher Volkshochschularbeit.

In der Praxis ist das gewiß eine realistische Wende, und es ist nicht erstaunlich, daß der Begriff der Berufsbezogenheit für diese neuen Aktivitäten gefunden wurde — eine Anknüpfung an einen Lebensbereich also, der aus der Erwachsenenbildung der zwanziger Jahre noch verdammt war. Dieser Begriff löst die begrenzteren Definitionen Berufsförderung oder Berufsbildung in der Erwachsenenbildung ab, in ihm wird deutlich, daß es sich dabei nicht mehr um eine Fachbeschreibung, sondern um ein neues pädagogisches Prinzip der Volkshochschule handelt, das zu den anderen — etwa der politischen Bewußtseinsbildung — hinzutritt.

II

Vielleicht ist es bezeichnend, daß von der Berufsbezogenheit in der Erwachsenenbildung in einer Entwicklungsphase gesprochen wird, in der sich das industrielle Zeitalter in ein nachindustrielles verwandelt. Das bedeutet: auch weiterhin wird es industrielle Produktion geben, auch weiterhin werden die dazu nötigen und in den letzten hundert Jahren entwickelten beruflichen Verhaltensmuster unsere Arbeitswelt und zu einem guten Teil auch unser Leben außerhalb der Arbeitswelt bestimmen: aber es werden einige neue charakteristische Fähigkeiten entwickelt werden müssen für eine Berufs- und Lebenswelt, in der die tertiären Berufe quantitativ und qualitativ das Gefüge bestimmen werden. Hier ist nicht nur von den diesem tertiären Sektor zuzuordnenden Dienstleistungsberufen die Rede: der weitergehende Begriff des tertiären Sektors (Fourastié) wird gewählt, weil er auch solche Berufe einschließt, die heute noch kaum entwickelt sind. Für die Welt, in der wir leben oder leben werden sind über die Sachbezogenheit, Ökonomie und Arbeitsdisziplin des Industriezeitalters hinaus folgende Fähigkeiten wichtig:

a) Verständnis der Interdependenz — nicht nur im Betrieb und Beruf hängen die Faktoren miteinander zusammen, auch im Staat, in der Gesellschaft, im Gemeinwesen — und dieses ist wieder mit anderen in einem interdependenten System verknüpft. Der Kreislauf der Wirtschaft, der die verschiedenen Bereiche von Produktion, Verbrauch und Geldverkehr in ihrer Abhängigkeit voneinander beschreibt, ist sozusagen die Grundformel solcher Interdependenz.

Es fällt nicht ganz leicht, solche gegenseitige Abhängigkeit zu verstehen, sie zu durchschauen, bewußt anzunehmen und anzuwenden, denn sie mutet uns den schmerzlichen Verzicht auf Selbstständigkeit zu und verlangt andererseits verantwortungsvolle Entscheidungen und Handlungen im Rahmen des Interdependenzschemas. Einordnung in ein System der Interdependenz darf nicht zur Selbstentfremdung führen, damit aus der gegenseitigen Abhängigkeit nicht ein totalitäres System bürokratischer Steuerung wird — es erfordert in der richtigen Bestimmung seiner Notwendigkeit und Grenzen eine hohe geistige Leistung.

b) Sie wird ermöglicht durch die Fähigkeit, ein Lebenlang Informationen aufzunehmen, zu entschlüsseln und anzuwenden. Auch solche Fähigkeit ist nicht selbstverständlich — sie muß in der Schule vorbereitet, in der Erwachsenenbildung geübt und erweitert werden. Das bedeutet in allen Stufen des Bildungswesens eine Umstellung von der Vermittlung von Stoff und Informationsinhalt auf die Fähigkeit zu lernen, wie man lernt.

c) Diese Fähigkeit ist geknüpft an die Bereitschaft zur Kooperation. Während in den angelsächsischen Ländern und in Skandinavien die Bereitschaft zur Kooperation zum Bildungsstand gehört, hat in der deutschen Bildungstradition die individuelle Sachleistung immer im Vordergrund gestanden. Auch die Einführung von

Arbeitsgemeinschaften in Schulen hat daran prinzipiell nichts geändert. Kooperationsfähigkeit ist oft mit Kollektivismus verwechselt worden, obgleich gerade das angelsächsische und das dänische Beispiel zeigen, daß Kooperationsbereitschaft in hohem Maße an Personalität gebunden ist — nur personales Selbstbewußtsein ermöglicht die neidlose Delegation von Funktionen und das selbstverständliche Miteinander in der Arbeitswelt, ohne die Grenzen des anderen zu tangieren in den eigenen Grenzen für das Ganze den größtmöglichen Effekt zu erzielen.

d) Damit wird deutlich, daß die Arbeitswelt von morgen neue Qualifikationsstrukturen erzwingt: War die berufliche Gliederung früher wie eine Pyramide geordnet, in deren breitem Sockel sich die Vielzahl wenig differenzierter Handarbeiten befand, auf denen differenziertere Tätigkeiten aufbauten, bis zu den akademischen Berufen in der Spitze der Pyramide — wenige, hochausgebildete Spezialisten andererseits mit breiter Grundbildung — gleicht die Qualifikationsstruktur der Zukunft einem auf die Spitze gestellten Ei: die Gruppe der wenig differenziert Ausgebildeten und Tätigen schrumpft, das Mittelfeld der differenziert Ausgebildeten wächst um ein Vielfaches, der Anteil der akademisch Vorgebildeten steigt beträchtlich. Dabei bleiben immer weniger Menschen an einen Arbeitsplatz gebunden, wo es in der Hauptsache darauf ankommt, routinebetonte Arbeit ausführen zu können, immer mehr Menschen werden statt dessen in solchen Berufen arbeiten, wo es gilt, mit Menschen umzugehen.

Zugleich wird in diesem Rahmen der Berufstätige mehrfach im Leben sein Tätigkeitsfeld wechseln und sich auf solchen Berufswechsel vorbereiten müssen.

e) Das Leben des modernen Menschen ist aber auch durch Wissenschaft bestimmt; das ist ganz pragmatisch, d. h. untheoretisch gemeint und bedeutet, daß sowohl einzelne Gegenstände oder Vorgänge unseres Lebens, aber auch ihre Zuordnung zueinander von wissenschaftlichen Faktoren beeinflusst sind, die man kennen muß, um Wirklichkeitsschemata, Strukturen und Vorgänge zu durchschauen und dementsprechend zu handeln. So löst notwendigerweise die Wissenschaftsschule die Bildungsschule ab, und auch die Inhalte und Formen der Erwachsenenbildung sind am „Vorstellungsgelände der Wissenschaft“ (Theodor Wilhelm) neu zu vermessen.

f) Das stellt alle Vorgänge zugleich stärker als je zuvor in internationale Zusammenhänge. Nicht nur, daß die Entwicklung zu der „einen Welt“ auch das wichtig und bedeutsam für uns macht, was scheinbar weit in der Ferne geschieht — die Verwicklungen in Vietnam oder Nahost, die Sozialrevolutionären Bewegungen in Lateinamerika, der Staatswerdungsprozeß in Afrika — die großen internationalen Wirtschafts- und Kulturorganisationen, natürlich auch die militärischen Paktsysteme erfordern in einer großen Breite der Bevölkerung Verständigungsfähigkeit und Bereitschaft in fremden Sprachen und in wechselseitigem Verständnis der Zusammenhänge. Solche Internationalität ist ganz praktisch und unideologisch und verlangt infolgedessen auch praktische Vorbereitung, an beruflichen, politischen oder gar touristischen Bedürfnissen orientiert.

g) Schließlich — unsere Gesellschaft zeigt ihre Dynamik in der ständigen Veränderung ihrer inneren Strukturen. Demokratisierung und Pluralismus haben die vorgegebenen Institutionen — Staat oder Kirche oder auch Betrieb — umgewandelt in Organisationen, in denen Mitbestimmung und Mitwirkung aller nicht gefordert wird, sondern lebensnotwendig ist. Solche Mitbestimmungsfähigkeit will geübt und vorbereitet sein. Sie setzt Kenntnis von Strukturen und Möglichkeiten voraus, verlangt Steigerung der Abstraktionsfähigkeit und der rationalen Entscheidungsfähigkeit — ist aber zentral orientiert an personaler Autonomie.

III

Von diesem Aufgabenverständnis her hat der Deutsche Volkshochschul-Verband die Arbeit der Volkshochschule als Hilfen für das Lernen, für die Orientierung und Urteilsbildung und für die Eigentätigkeit gekennzeichnet. In dieser Zielsetzung stehen die drei Bereiche gleichwertig und gleichgewichtig nebeneinander. Dennoch vermag dieses Schema nicht deutlich genug zu beschreiben, wo denn eigentlich die Stelle der Volkshochschule in einem sich wandelnden Bildungswesen liegt. Gerade dieser Wandlungsprozeß macht Aufgabe und Rolle der Volkshochschule schwer bestimmbar — denn in der Tradition der deutschen Volkshochschule spielt ja das Karitative, die Lückenbüßerfunktion, eine wichtige Rolle. Von solchem Aufgabenverständnis müssen die Volkshochschulen endgültig Abschied nehmen. Es hat ihnen neben freundlicher Sympathie, die in der Regel karitative Einrichtungen genießen, manches Mißverständnis bis hin zur mitleidigen Ironie eingetragen.

Wenn die Vorstellungen des Deutschen Bildungsrates sich realisieren, wird das Schul- und Ausbildungswesen in drei Stufen gegliedert sein: die Primärstufe reicht von der Vorschulerziehung bis zur Beobachtungsstufe, die Sekundärstufe hält für alle weiterführende Bildungswege bereit, die Tertiärstufe umfaßt die Ausbildung bis zur Hochschule. Erwachsenenbildung wäre mit den vorher beschriebenen Aufgaben einem vierten Sektor zuzuordnen.

Das aber bedeutet: Nicht alles, was Erwachsene für ihre Bildung tun oder tun können, ist Erwachsenenbildung in dem hier verstandenen Sinne und damit Aufgabe der Volkshochschule. Vielmehr sollte alles, was zu den drei anderen Sektoren gehört — 2. und 3. Bildungswege, d.h. Fortsetzung der Sekundär- und Tertiärstufe — auch von den Einrichtungen dieser Stufen geleistet und auch für Erwachsene angeboten werden. Diese Stufen schließen mit schulischen Globalprüfungen ab, setzen Kenntnisse nach festgelegtem Curriculum voraus, wenden schulische Prüfungsverfahren — jedenfalls vorläufig noch — an.

Die Volkshochschule hat mit alledem nichts zu tun: ihr Angebot zur Weiterbildung ist gleichermaßen an den Bedürfnissen der Gesellschaft wie auch am Rollenbild des erwachsenen Menschen orientiert, das allerdings durch die Selbstverständlichkeit lebenslangen Lernens ergänzt werden muß. Wolfgang Schulenberg hat darauf

aufmerksam gemacht, wie hinderlich es immer noch ist, daß Lernen im Rollenbild des Erwachsenen nicht vorkommt und als Ausnahmehaltung verstanden, mit Lob oder auch mit höhnischem Mißverständnis bedacht wird.

Aber trotzdem darf der Erwachsene auch nach der Ergänzung seines Rollenbildes weder in seiner durch Beruf, Familie und Öffentlichkeit bestimmten Lebensform, noch in seiner Mobilität eingeschränkt werden. Erwachsenenbildung kann deshalb auch nicht von dem starren Schematismus eines Berechtigungswesens beeinflusst sein — sie muß bei einem Höchstmaß von Flexibilität und Informalität eine *éducation* permanente ermöglichen, deren Ergebnisse trotzdem direkt und indirekt fixierbar sind. Sie kann bei einem gewissen Maß an staatlicher Aufsicht — vor allem in Organisation und Verwaltung — auf die Freiheit der Lehre nicht verzichten, sie wird in ihren Inhalten gleichermaßen an Beruf und Wissenschaft orientiert sein und dabei vor allem die Abstraktionsfähigkeit erwachsener Menschen zu steigern haben. Sie wird den Erfolg solches Bemühens für den einzelnen und damit für die Öffentlichkeit durch ein offenes Zertifikatsystem kontrollierbar machen müssen. Dieses offene System unterscheidet sie von den drei anderen Bereichen des Bildungswesens. Das bedeutet: die einfache Formel „Lernen, Orientieren, Eigentätigkeit“ deckt die differenzierte Aufgabenstellung der Volkshochschule nur noch oberflächlich. Die voll ausgebaute Volkshochschule wird demgegenüber folgende Arbeitsbereiche umfassen:

- Grundstudien und Arbeitstechnik
- Fremdsprachen
- Berufsorientierte Fächer
- Wissenschaft und Information
- Politische Bildung
- Künstlerische Eigentätigkeit
- Praktische Lebenshilfe

Das bedeutet ein großes, differenziertes, vielfältig gefächertes System, das nicht nur in der Großstadt, sondern auch in ländlichen Gebieten angeboten werden muß. Die Entwicklung zur Zentral- oder Dörfergemeinschaftsschule einerseits und zur Gesamtschule und Gesamthochschule andererseits hat in der Erwachsenenbildung für die Volkshochschule ihre Parallele.

IV

Die Volkshochschulen in Deutschland haben diese Form des neuen Typs gewiß noch nicht realisiert, aber sie haben — nicht nur in Großstädten — wichtige Vorarbeiten geleistet.

a) Der Grundsatz der Berufsbezogenheit ist mehr und mehr verstanden worden — weniger als Fach, mehr als Prinzip, das Aufbau und Entwicklung eines Arbeitsplans leitet. Dabei kann man unter Berufsbezogenheit gewiß vielerlei verstehen, und

Wolfgang Schulenberg beschreibt z. B., wie selbst in einem Kurs über das Werk Franz Kafkas Berufsbezogenheit in der Motivation der Teilnehmer eine vielfältige, oftmals selbst nur unzulänglich verstandene Rolle spielen kann. Verstehen wir Berufsbezogenheit vor dem Hintergrund der nachindustriellen Arbeitswelt, dann wird dieses Prinzip sich vor allem in der Steigerung und Erhaltung der Disponibilität erwachsener Menschen ausdrücken.

b) In der Entwicklung von Zertifikatskursen haben die Volkshochschulen einen in mehrfacher Hinsicht wichtigen Beitrag geleistet. Denn das Zertifikat ist der Versuch einer Leistungsbestätigung, die nicht an Globalabschlüssen wie Abitur oder Mittlerer Reife orientiert ist, dem erwachsenen Menschen durch ein hohes Maß an Flexibilität in der Vorbereitung, durch vielfältige Auswahlmöglichkeiten der Fächer, wenn das System voll entwickelt ist und durch ein Höchstmaß an Objektivierung des Prüfungsinhalts und Verfahrens entspricht. Zugleich aber ist die Einführung dieses Systems von besonderer bildungspolitischer Bedeutung: es zeigt im Bereich der Erwachsenenbildung, daß eine weitgehende Objektivierung von Prüfungsinhalten und -verfahren möglich, daß eine occasionelle Vorbereitung sinnvoll auch für andere Formen unseres Bildungswesens ist.

c) Schließlich haben die Grundstudienseminare sich vor allem der Lern- und Studientechnik angenommen. Dabei hat sich einerseits gezeigt, wie wenig entwickelt die Verbreitung solcher Techniken ist — wie wenig die Schule sie vorbereitet, wie rasch der Beruf sie verschüttet und wie wichtig sie doch andererseits vor den Herausforderungen eines wissenschaftlichen Zeitalters und einer Informationsgesellschaft sind, wenn der einzelne Verantwortung übernehmen und Funktionen mit Menschenführungsaufgaben bekleiden will. Die Kombination der notwendigen Arbeitstechniken mit sozialkundlichen Fächern hat sich dabei besonders bewährt.

d) Noch mehr als bisher wird allerdings die Volkshochschule sich dem zuwenden müssen, was man in den angelsächsischen Ländern public science nennt und in Deutschland mit öffentlicher Wissenschaft schlecht übersetzt. Diese Beziehung zur Wissenschaft ist ebenso unterschieden von der zufälligen Popularisierung wissenschaftlicher Arbeitsergebnisse wie von der volkstümlichen Bildung, die glaubte, auf Wissenschaft verzichten zu können, öffentliche Wissenschaft verbindet zunächst ein Grundwissen von den Zusammenhängen, mit denen man es bei dem jeweiligen Gegenstand zu tun hat — ein „Begreifen, was da gemacht wird“, ein Reduzieren komplizierter wissenschaftlicher Zusammenhänge, etwa im naturwissenschaftlichen Experiment auf die interdependenten Elemente — mit der Fähigkeit, es selber zu machen, in Anwendung wissenschaftlicher Arbeitsmethoden sich neue Einsichten zu erschließen, darüber hinaus Zusammenhänge zu erkennen und Auswirkungen in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht zu sehen, die durch einen einfachen, immer weiter differenzierten Zusammenhang entstanden sind.

Schließlich formt sich daraus das Vermögen, das Übergreifende der einzelnen Erkenntniszusammenhänge zu verstehen. Hierin steigert sich das Bewußtsein — Selbstbewußtsein gewinnt eine öffentliche Qualität.

So sind Inhalte öffentlicher Wissenschaften nicht an Fakultäten gebunden, sie sind fächerübergreifend, wie z. B. Planungswissenschaft, Futurologie oder aber auch Anthropologie. Andererseits auch Gemeinschaftsaufgaben, wie z. B. die Reinigung des Wassers, die Entgiftung der Luft, aber auch die Entwicklungshilfe, übrigens auch der vernünftige Umgang mit uns selbst, unserem Körper sind im Grunde wissenschaftliche Aufgaben, setzen öffentliche Wissenschaft und wissenschaftliches Denken voraus. Hier gibt es also keinen Kanon der Inhalte, sondern nur Offenheit und Flexibilität und die Notwendigkeit, sich Informationen anzueignen.

V

Die deutsche Volkshochschule hat sich in solchem Aufgabenverständnis als die zentrale Einrichtung der öffentlichen Erwachsenenbildung bewährt. Sie unterscheidet sich damit von privaten Trägern, die partiell und im Hinblick auf die Gruppe, die sie vertreten oder deren Meinung und Selbstverständnis sie artikulieren und die in ihrem Bereich gewiß wichtige Bildungsarbeit leisten.

Aber so wie die Zukunft von großen, differenzierten Schul- und Hochschulsystemen der öffentlichen Hand abhängt, ist in ihr auch öffentliche Erwachsenenbildung in der Form der Volkshochschule nötig. Sie wird ihre Aufgabe nur in eigenen Informations- und Bildungszentren erfüllen können. Aber immer noch ist der Mensch gemeint, wenn die Volkshochschule ein Bildungsangebot macht, und nicht der Buchhalter oder die Sekretärin, sondern der Mensch, der in seinem Beruf Aufgaben erfüllen will aus objektiven und subjektiven Gründen, der vor unendlich komplizierten anderen Fragen steht, die ihm diese Wirklichkeit stellt. Zu dieser Wirklichkeit gehört sein eigener Körper, seine Gesundheit, seine Familie, sein Gemeinwesen ebenso dazu wie etwa die Kunst, die solche Wirklichkeit auszudrücken und auch zu verändern sucht — zu dieser Wirklichkeit gehört die Fähigkeit, richtig auszuwählen unter Menschen und Sachen — zu dieser Wirklichkeit gehören Wünsche und Sehnsüchte. Die Komplexität macht Orientierung schwierig, aber sie verweist zugleich auch auf das Zusammenhängende. Nicht nur das Wohlbefinden des Menschen, auch seine „Qualität“ hängt davon ab, ob er sich als Mensch in dieser Welt begreift, ob er in diesem Sinne aufgeklärt ist, ob er Wissen in Bewußtsein umzusetzen vermag.

Aufruhr der Jugend als Element der Auseinandersetzung zwischen den Generationen

J. Edgar Hoover (Chef der Bundespolizei in den USA): „Der Collegestudent unserer Tage ist der Verlockung einer verwirrenden und gefährlichen Verschwörung ausgesetzt. An vielen Universitäten begegnet der junge Student einem hemmungslosen Individualismus, einer abstoßenden Kleidung und Sprache, einer direkten Unanständigkeit, Verachtung der Moral und der geistigen Werte und einer totalen Gleichgültigkeit gegenüber Gesetz und Ordnung“

Archibald Cox (Professor in Harvard, Vorsitzender der Untersuchungskommission): „Die jetzige Generation junger Menschen an unseren Universitäten besitzt das größte Wissen, die größte Intelligenz, den größten Idealismus, welche dies Land jemals gekannt hat. Sie hat auch das beste Gefühl für öffentliche Anliegen und ein sehr feines Gehör für politische Taktik. Vielleicht weist die heutige studentische Jugend als Gruppe betrachtet ein höheres Niveau an sozialem Gewissen auf als die früheren Generationen, weil die Wohlfahrtsgesellschaft ihnen gestattet, sich für ihre Ideale einzusetzen.“

Diese zwei Zitate sagen natürlich etwas über die Verschiedenartigkeit der beiden sich äußernden Herren aus. Aber sie deuten auch an, daß der Problemkomplex, den wir sehr unpräzise „Aufruhr der Jugend“ nennen, jedenfalls ein vielseitiges und verwickelteres Unterfangen ist.

Man kann den Jugendaufbruch als ein Element der Auseinandersetzung zwischen den Generationen, die wir wohl alle durchgemacht haben, betrachten. Diese Auseinandersetzung findet gewöhnlich hinter verschlossenen Türen statt, hat aber jetzt eine Dimension angenommen, die in die Öffentlichkeit hineinreicht. Sie hat den Charakter einer heftigen und rücksichtslosen Debatte über die Struktur, die Entwicklung und die Zielsetzung der Gesellschaft, zu deren Übernahme und Weiterführung die erwachsenen Generationen die Jugend einladen, angenommen. Während wir mit einigem Stolz auf die Wohlfahrtsgesellschaft blicken, wo „wenige zuviel und noch weniger zuwenig“ haben, spricht die aufrührerische Jugend von einem Unterdrückungssystem, welches die Freiheit und das Recht der Menschen erstickt und so schlau eingerichtet ist, daß selbst die Unterdrückten beinahe das System zu lieben beginnen.

Ich werde nicht den Versuch einer vollständigen Analyse des Jugendaufbruchs machen, sondern mich darauf konzentrieren, eine Haltung, die die Erwachsenen vielleicht gegenüber diesem Phänomen einnehmen könnten, zu beschreiben. Diese Methode wird mit der Befürchtung motiviert, daß die älteren Generationen nur den Weg der Verärgerung und der Abweisung wählen und sich dadurch den Weg zu einem absolut

notwendigen Gespräch mit der kritischen Jugend verbauen. Gleichzeitig haben auch wir Erwachsenen natürlich einige kritische Bemerkungen anzuführen.

Es kann nicht von einer einfachen Lösung die Rede sein. Der ganze Problemkomplex ist so kompliziert, daß eine verantwortliche Haltung diesem gegenüber auch ziemlich differenziert sein muß. Als Beispiel für die verwickelte Situation will ich das Auftreten der Studentenrepräsentanten im „von Eyben-Ausschuß“ wegen Unterstützung der Jugend während der Ausbildung erwähnen. Einerseits ein sowohl ungezogenes und illoyales Benehmen, andererseits eine Chance, große Teile der Bevölkerung in eine Debatte über wesentliche soziale Mängel in unserer Gesellschaft hineinzuziehen.

Es werden drei Formen des Handelns vorgeschlagen: Ermahnen — Das Gespräch — Zuhören:

1. *Ermahnen*

Der Hauptinhalt muß eine Aufforderung an die Jungen sein, nicht durch die angewandten Mittel und Methoden die Möglichkeit eines Gesprächs mit den Generationen zu zerstören. Die Generation mittleren Alters, die sich selbst der dreißiger und vierziger Jahre erinnert, hat ein reiches Erfahrungsmaterial und daher eine besondere Verpflichtung, sich zu äußern. Die Erfahrungen umfassen sowohl geistige als physische Vergewaltigung (geistige Vergewaltigung = Propaganda). Beispiele aus den dreißiger Jahren, dem zweiten Weltkrieg und dem Kalten Krieg. Wir wollen gern die Erkenntnis weitergeben, daß selbst die edelsten und erhabensten *Ziele* entgleisen und verderben, wenn man sich *Mittel* anzuwenden erlaubt, die das Gespräch verneinen und die Unterdrückung menschlicher Freiheit legitimieren. Es gibt Ansätze zu einer solchen Eskalation des Jugendauftritts, auch in Dänemark.

Propaganda: Man arbeitet mit Schlagworten, die sich schnell zu Schimpfworten entwickeln und deren wirklicher Inhalt nicht nachgeprüft wird. Beispiele sind „das Kapital“, „das System“, „the establishment“, TBKG (die technokratische, bürokratische, *kapitalistische* Gesellschaft — oder eventuell die technokratische, bürokratische *kommunistische* Gesellschaft).

Physische Gewalt: Als Beispiele werden die Demonstration an der Universität Kopenhagen bei der Verteilung des Sonning-Preises an Laxness, die Demonstrationen bei der Aufführung von „Die grünen Teufel“ des Saga-Kinos angeführt. Die Gefahr der Polarisierung und Eskalation kann beobachtet werden.

Es ist jedoch nicht ganz einfach, die Mittel, die man gutheißen kann, einzukreisen. Die Unterscheidung von *parlamentarischen* und *nichtparlamentarischen* Methoden muß verworfen werden. Die Unterscheidung zwischen *gesetzlichen* und *ungesetzlichen* Methoden ist auch nicht ganz befriedigend. Das „Gesetzliche“ wird unweigerlich stark von den bisher geltenden Auffassungen geprägt sein und die aktuelle Machtstruktur widerspiegeln. Man kann leicht Beispiele in der Geschichte finden, wo das

„Ungesetzliche“ eine glückliche Entwicklung ausgelöst hat — und deshalb von demjenigen, der nicht nur an den Augenblick denkt, anerkannt werden muß. Hier wird als Beispiel der Kampf um „Sofiegård“ auf Christianshavn erwähnt, wo die jungen Bewohner des Kollegiums zweifelsohne „gesetzwidrig“ auftraten, wo sie aber teils enthüllten, wie sinnwidrig das „Gesetzliche“ wirken kann, teils eine öffentliche Debatte über das Versagen der Gesellschaft gegenüber dem Wohnungsproblem herausforderten.

In der Republik „Sofiegård“ machte man im übrigen Ernst mit der Debatte über die Gültigkeit der Mittel und beschloß, daß man *nicht* mit Gewalt gegen die Polizei kämpfen wollte.

2. *Das Gespräch*

Ein Beispiel zur Ermunterung und Nachahmung wird erwähnt: der Rektor der Universität Kopenhagen, Professor Mogens Fog. Es wird auch ein erschreckendes Beispiel zur Mahnung genannt: der bürokratische Hintergrund des ersten Gymnasiumstreiks in Kopenhagen.

Das Gespräch und die Zusammenarbeit zwischen den Generationen kann in einer Weise am leichtesten durch die Volkshochschule als Experiment durchgeführt werden. Das gilt sowohl für die Zusammenarbeit in der einzelnen Unterrichtssituation wie auch für die Zusammenarbeit im Schulleben als Ganzem. Auf beiden Gebieten haben die Volkshochschulen Schwierigkeiten auf Grund einer patriarchalischen Tradition: dem Vortrag als Unterrichtsform und der souveränen Stellung des Vorstehers in der Schule. Eigentümlicherweise war N. F. S. Grundtvig auf beiden Gebieten seiner Zeit voraus. Sein pädagogischer Grundbegriff war „die lebendige Wechselwirkung“ zwischen Schüler und Lehrer, und er machte 1840 selbst den Vorschlag, daß an der ersten dänischen Volkshochschule, von der er hoffte, daß sie in Sorø errichtet werden würde, ein „Rat der Schule“ eingeführt werden sollte, der im wesentlichen von den Schülern gewählt würde und in allen wichtigen Schulangelegenheiten zu Rate gezogen werden sollte.

Zu unserer Zeit nehmen wir die grundtvigschen Ideen wieder auf und versuchen, den Unterricht zu einer lebendigen Zusammenarbeit in mannigfaltig verschiedenen Formen zu machen, und gleichzeitig untersuchen wir in der Praxis die Möglichkeiten des Einflusses aller an der Schule arbeitenden und lebenden Personen — der Angestellten, Lehrer, Schüler, auf die Gestaltung des Schullebens. Wenn man einen „Rat der Schule“ mit Repräsentanten aller verschiedenen Gruppen errichtet, wird man vielleicht entdecken, daß die Jugendauführer gegenüber allen repräsentativen Organen kritisch sind. Sie werden kritisiert, um Parteibonzen auszubrüten. Es kann dann das wichtigste Organ eine Volks- oder Plenarversammlung sein, wozu alle Zutritt und alle eine Stimme haben. Da richtet sich dann die Kritik gegen das Abstimmungssystem an sich, das einer Mehrzahl die Möglichkeit gibt, die Minderheit

zu majorisieren. Dann kann man versuchen, ob es möglich ist, durch die Debatte zu einer Einigkeit unter vielen Menschen zu kommen und doch Resultate zu erreichen, die die stundenlangen Diskussionen rechtfertigen. Es ist offenkundig, daß solche Experimente endlose Geduld erfordern und doch oft genug am Ende mißglücken. Aber alle Schulen kommen nicht drum herum, in heutiger Zeit sich mit der erforderlichen Ausdauer auszurüsten und mit der Arbeit anzufangen. Die Erfahrungen, die man sammelt, und die Übung, die die Schüler bekommen, werden eine richtige Voraussetzung für das Anpacken unseres größten sozialen Problems sein: die *Demokratisierung* der Arbeitsplätze in der industrialisierten Gesellschaft.

3. Zuhören

Es wird uns vorgeworfen, daß die Wohlfahrtsgesellschaft unserer Zeit ein Eingriff in die Freiheit und das Recht der Menschen ist. Es ist verlockend, mit dem Hinweis zu erwidern, daß die Arbeitslosigkeit kleiner, die Sozialpolitik verbessert, das Schulsystem ausgebaut wird und daß der Wohlstand der Minderbemittelten ständig wächst. Die Kritik setzt hiergegen mit zwei Behauptungen ein:

1. *Wir schaffen Wohlstand ohne Wohlfahrt.* Es ist richtig, daß der Lebensstandard im Wachsen ist, aber der soziale Unterschied wird nicht geringer. Vielleicht wird er sogar größer. Und wir sind sehr weit davon entfernt, den Menschen gleiche Möglichkeiten der Entwicklung und Entfaltung zu geben.
2. *Es besteht in der modernen Gesellschaft ein Konflikt zwischen Wohlstand und Wohlfahrt.* Wir lassen uns von dem Wohlstand dazu verlocken, auf die Wohlfahrt zu verzichten. Wahre Wohlfahrt enthält solche Dinge wie Freiheit, Offenheit, schöpferischen Einsatz, Liebe, Freude — aber um diese werden wir betrogen. Dagegen werden wir in ein System eingeordnet, wo wir parieren müssen, Effektivität zeigen und sogar am liebsten die Effektivität um ihrer selbst willen lieben müssen. Andererseits werden wir mit einer wachsenden Menge Verbrauchsgütern belohnt, die uns keine eigentliche Wohlfahrt bringen, sondern uns in die Illusion verstricken, daß wir in einem wachsenden Wohlstand leben.

Der Zustand ist z. B. von Marx beschrieben: der entfremdete Mensch, und von Marcuse: der eindimensionale Mensch.

Über diesen rechten Weg für die Menschen schrieb Hostrup 1892, daß „die Jugend bedächtig vorwärts schreiten muß und nicht vom Kampfe lassen soll, bevor nicht der Kleinste unter den Kleinen an den Freuden des Lebens teilhaben kann“.

Der Protest der Jungen birgt eine Anklage gegen uns: Wir haben die Dimensionen des Fortschrittswillens des 19. Jahrhunderts vergessen. Wir haben die Entwicklung in soziale Ordnungen und Ausbildungspolitik einmünden lassen, die jede für sich sehr gut sein können, die aber nicht verhindert haben, daß die industrialisierte Gesellschaft sich doch wie ein Gefängnis um die Menschen schließt. Die Kräfte, die hinter dieser

Entwicklung stehen, müssen aufgespürt, entschleiert, bekämpft werden — sagt die aufrührische Jugend.

Die erwachsenen Generationen werden geneigt sein, dies Aktionsprogramm abzulehnen. Aber lassen Sie uns die Sache in Ruhe durchdenken. Unser Unwille muß nicht unbedingt ein Ausdruck der Weisheit sein. Vielleicht beruht er auch darauf, daß wir uns selber etwas fremd geworden und einige der Dimensionen des Lebens in Vergessenheit geraten sind.

Aufbruch der Jugend – Versuch einer Deutung

Ich danke dem Veranstalter dafür, daß ich im Rahmen der Dänisch-Deutschen Tage einen Beitrag durch ein Referat leisten darf. Ich freue mich besonders darüber, daß ich das zusammen mit meinem Kollegen aus Askov tun kann. Ganz ungetrübt war die Freude allerdings nicht; denn erstens mußte ich das Referat während der Urlaubszeit machen und zweitens ist kaum — trotz der immer größer werdenden Zahl von Veröffentlichungen — empirisches Material vorhanden, mit dessen Hilfe ein abgewogenes Urteil möglich wäre. Deshalb kann es sich bei meinem Beitrag auch nur um den Versuch einer Deutung handeln.

I

Für den Ausländer — insbesondere für unsere unmittelbaren Nachbarn — ist es von wesentlichem Interesse zu wissen, ob der Aufbruch der Jugend in der Bundesrepublik das ist, was er in anderen Ländern auch ist, oder etwas ganz anderes (nämlich Kampf der jungen Generation gegen wiedererstehende restaurative Tendenzen in unserem Lande, vielleicht aber auch der Versuch, Demokratie zu schwächen oder zu beseitigen).

Da ich annehme, daß auch Sie diese Fragen besonders interessieren, will ich den Versuch unternehmen, ihre Beantwortung in den Mittelpunkt meiner Darstellung zu stellen. Damit bin ich schon bei den Vorbemerkungen, die ich an den Anfang stellen wollte.

II

1. Konflikte zwischen den Generationen hat es zu allen Zeiten gegeben. Für unsere Gesellschaft war es in der Vergangenheit immer ziemlich selbstverständlich, daß junge Menschen gehorchen müssen, daß sie sich in das gegebene soziale und politische System schicken. Jede Verletzung solcher Ordnung und jede Verweigerung der Einordnung erschien als Schuld, hatte aber den Charakter eines personalen Konflikts. Die Auseinandersetzungen zwischen Jungen und Alten hatten ihren Grund in unterschiedlichen Vorstellungen über die persönliche Lebensauffassung und Lebensgestaltung.

Heute nun hat der Konflikt zwischen den Generationen nicht in erster Linie personale Gründe. Man kann deshalb die Konflikte heute auch nicht mehr nur als vorübergehende Anpassungskrise interpretieren. Die Herausforderung der jungen Generation heute hat einen kollektiven Charakter. Sie ist dadurch gekennzeichnet, daß junge Menschen eigene Vorstellungen haben von den Notwendigkeiten und Möglichkeiten, Gesellschaft und Welt angesichts der wissenschaftlich-technischen Entwicklung zu gestalten und damit in Gegensatz zu den Vorstellungen der älteren

Generation geraten.

Dazu kommt, daß die junge Generation heute von der älteren verlangt und erwartet, daß sie ihr gesellschaftliche Zustände nicht nur als zweckmäßig oder gar notwendig erklärt, sondern daß sie eine rationale Begründung gibt.

2. An den Ereignissen der letzten beiden Jahre ist eine Minderheit junger Menschen, insbesondere von Studenten, beteiligt. Diese Minderheit wiederum hat weder in bezug auf ihre Ziele noch auf die Wege, auf denen diese Ziele erreicht werden sollen, eine einheitliche Vorstellung und bildet auch keine homogene Gruppe. Übereinstimmung — auch mit vielen jungen Menschen, die sich nicht an den Auseinandersetzungen aktiv beteiligen — besteht in zwei Punkten:

- a) dem Gefühl eines Unbehagens an der eigenen Gesellschaft und
- b) dem Wunsch und Willen nach Veränderung.

Auffällig ist neben der Fähigkeit zu scharfsinniger Analyse politisch-gesellschaftlicher Tatbestände ein hoher Grad an irrationalen Engagement.

3. Junge Menschen — vorwiegend Studenten — rebellieren heute international. Von Tokio über Warschau, Berlin, Paris, Madrid bis Berkeley stehen sie gegen die von den Vätern geschaffene Ordnung auf. Trotz vieler nationaler und lokaler Unterschiede scheint hier dennoch ein Bündel gemeinsamer Ursachen vorzuliegen:

Junge Menschen erkennen, daß die wissenschaftlich-technische Entwicklung zu einem Wandel des Bewußtseins und des Verhaltens der Menschen führen muß, wenn die Menschheit nicht ein Opfer der von ihr geschaffenen Verhältnisse werden will. Sie sehen die Notwendigkeit, sich mehr der Zukunft als der Vergangenheit zuzuwenden, mehr zu planen als dem freien Spiel der Kräfte zu vertrauen.

Sie sind bereit, diesen neuen Geist, der ihrer Auffassung nach allein das Überleben garantieren kann, auch gegen Widerstand durchzusetzen. Robert F. Kennedy hat mit einer Äußerung, die die Haltung derjenigen kritisiert, die sich dem Wandel entgegenstellen, dem Empfinden vieler junger Menschen Ausdruck verliehen:

„Die Welt kann nicht bewegt werden von jenen, die sich an die Gegenwart klammern, die bereits abstirbt, jenen, die die Illusion der Sicherheit der Erregung und der Gefahr vorziehen, die selbst der friedlichste Fortschritt bringt. Es ist eine revolutionäre Welt, in der wir leben, und dieser Generation hier und überall in der Welt wurde eine größere Last der Verantwortung aufgebürdet als je einer Generation.“

Junge Menschen stellen die radikale Frage, warum die hervorragenden Ergebnisse wissenschaftlich-technischer Entwicklung für Krieg und Zerstörung, nicht aber für die Beseitigung von Hunger und Elend in der Welt eingesetzt werden.

Sie diskutieren ernsthaft darüber, ob die heutigen Wirtschafts-, Staats- und Gesellschaftssysteme in der Lage sind, optimale Bedingungen für ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen.

Sie leiden unter der Erkenntnis, daß Freiheit und Selbstbestimmung als Werte programmiert werden, beobachten aber gleichzeitig, daß der Spielraum für freie Selbstentscheidung in einer immer unüberschaubarer werdenden Welt kleiner zu werden scheint. Sie vermögen nicht einzusehen, daß die ständige Beschleunigung des Wandels („the growing rate of change“) eine Herausforderung bedeutet, auf die es bisher niemandem gelungen ist, eine angemessene Antwort zu geben. Die Einengung des Spielraumes für freie Selbstbestimmung lasten sie dem jeweiligen Establishment an, das sie als Träger der Herrschaft in der Staats- und Gesellschaftsordnung mit der Tendenz zur Beharrung und zur Aufrechterhaltung des status quo definieren.

Sie beobachten täglich in West und Ost, wie gewachsene gesellschaftliche und politische Strukturen einer Umsetzung notwendiger begründeter Einsichten in eine produktive Praxis entgegenstehen.

Deshalb wird von ihnen der auf Anpassung hin tendierende Pragmatismus des Westens genauso abgelehnt wie der verbürokratisierte Sozialismus im Osten.

Viele Studenten betrachten ihr Studium nicht allein als Weg, möglichst schnell zu einem hohen Einkommen zu gelangen. Sie fragen sich vielmehr, wie ihre Erkenntnisse, die sie während ihres Studiums gewinnen, dazu beitragen können, diese Welt menschlicher zu machen. Überall stießen diese neuen Einsichten, die durch den Umgang mit der Wissenschaft gewonnen wurden und ein neues Verhalten hervorbrachten, auf die verkrusteten Strukturen der Universitäten selbst. Diese verkrusteten Strukturen aufzubrechen, war Ziel reformerischer Bemühungen. Das Unverständnis und der Widerstand von Professoren, Politikern und der Öffentlichkeit lenkten die Aufmerksamkeit der Studenten auf die Strukturen der Gesellschaft und ließ sie erkennen, daß offenbar nur durch eine Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse eine Veränderung an den Hochschulen erreicht werden könne.

III

Alle die hier genannten Gründe spielen bei dem Aufruhr junger Menschen in der Bundesrepublik ebenfalls eine Rolle. Sie allein sind schwerwiegend genug. Nun aber treten weitere Probleme auf, die nur aus der historisch-politischen und gesellschaftlichen Situation der Bundesrepublik zu erklären sind und die Situation zusätzlich erschweren.

Wie in allen anderen Ländern sind es auch in der Bundesrepublik vornehmlich Studenten, die das Unbehagen artikulieren, Theorien für eine Veränderung der Verhältnisse entwickeln und den Versuch unternehmen, diese Theorien in die Praxis umzusetzen. Ohne auf Einzelereignisse einzugehen, will ich die Gründe für das Unbehagen darstellen. Zunächst jedoch einige Zahlen:

Wir haben in der Bundesrepublik etwa 300 000 Studenten. 10 Prozent etwa sind Mitglieder studentischer Gruppen oder aber betätigen sich politisch. 2500 bis 3000 Studenten gehören dem SDS an, der bekanntesten, aktivsten und radikalsten Studentengruppe.

Eine von Professor Wildenmann 1968 veröffentlichte Untersuchung macht deutlich, daß 90 Prozent unserer Studenten in der Bundesrepublik die Demokratie als die beste Staatsform für dieses Land halten. Für sie geht es um die Frage — und auch das zeigt die Untersuchung — wie diese Demokratie am besten erhalten werden kann. Dieser Wunsch nach Erhaltung und zeitgemäßer Entwicklung der Demokratie läßt die jungen Menschen wach und kritisch sein. Diese Untersuchung und viele andere Beobachtungen zeigen, daß der überwiegende Teil dieser jungen Menschen trotz der Kritik an den Bemühungen politischer Bildung in der Bundesrepublik ein demokratisches Bewußtsein hat, an dem die politisch-gesellschaftlichen Verhältnisse und das Verhalten der Älteren gemessen werden. Gerade dieses demokratische Bewußtsein und das in den letzten Jahren gewachsene Selbstbewußtsein der Studenten führt dazu, daß sie manche Erscheinungen in der Bundesrepublik mit Sorge erfüllt und zum Protest führt.

Die junge Generation leidet unter konkreten gesellschaftlichen Widersprüchen, die man zusammenfassend als Defizite bezeichnen kann:

- Defizit an Beteiligungs- und Entscheidungsspielraum
- Defizit an Gerechtigkeit im Hinblick auf Sozial- und Lernchancen
- Defizit an emanzipierter Freiheit
- Defizit an Autonomie gegenüber den gesellschaftlich herrschenden Interessen
- Defizit an politischem Bewußtsein und politischer Bildung
- Defizit an Rationalität im Erziehungs- und Gesellschaftssystem

Aus diesen Defiziten und Widersprüchen lassen sich folgende Kritikansätze herauskristallisieren, die für die augenblickliche Bewegung in der jungen Generation charakteristisch sind. Dazu gehören:

1. Kritik an den Versuchen, das Nationale in der Bundesrepublik zu restaurieren

Die jungen Menschen wehren sich dagegen, auf ein Leitbild hin verpflichtet zu werden, dessen Inhalt der Diskussion entzogen wird. Für sie ist Demokratie „government by discussion“, und sie sehen, daß sich der Nationalismus dieser Diskussion entzieht. Den jungen Menschen geht es darum, die Bürger der Bundesrepublik mit der demokratischen Lebensform zu versöhnen. Das vitale Interesse an der freiheitlichen Verfassung sehen sie als Grundlage der Zusammengehörigkeit an, nicht einen nationalen Mythos. Sie wollen nicht zulassen, daß die Nation als „übergreifende Idee“ erneut gegen die demokratische Ordnung ausgespielt wird. Von hier aus gesehen

erklärt sich ihr Widerstand gegen die NPD und die Versuche auch anderer Parteien, nationale Parolen in ihr Programm und ihre Politik aufzunehmen.

2. Kritik an der mangelnden Bereitschaft der Älteren, sich den Aufgaben der Zukunft zu stellen

Die jungen Menschen beobachten, wie vielfach von der älteren Generation Zukunft als bloße Verlängerung der Gegenwart verstanden wird. Sie hat den Eindruck, daß es der älteren Generation lediglich darum geht, das Einkommen und den Lebensstandard zu erhöhen. Sie können nicht verstehen, wie diese Haltung angesichts der Herausforderung von Gegenwart und Zukunft eingenommen werden kann. Sie können das deshalb nicht, weil sie die Gegenwart nicht an den Erfahrungen ihrer Eltern, sondern an den verheißungsvollen Möglichkeiten der Zukunft messen. Je mehr nun die Älteren der Gegenwart und Vergangenheit verhaftet bleiben, je mehr sie sich den Notwendigkeiten und Möglichkeiten der Zukunft entgegenstellen, um so radikaler wehren sich die jungen Menschen dagegen. Sie entwickeln Zukunftsvorstellungen mit stark utopischen Zügen. Für viele von ihnen sind diese Utopien Entwürfe von Bildern jener Zustände, „die durch zielbewußtes Handeln herbeigeführt werden können“ (Georg Picht); und Politik ist die Realisierung eines gedanklich vorweggenommenen und gewünschten Zustandes. Eben dies fehlt ihr bei der älteren Generation: daß sie nicht einsehen will, daß heute alles politische Handeln, allein wegen des sich weiter beschleunigenden Wandels, auf Zukunftsvorstellungen angewiesen ist. Diese Scheu vor dem Neuen, dieser mangelnde Mut vor Zukunftsentwürfen und deren Verwirklichung erbittert die jungen Menschen besonders deshalb, weil sie wissen, daß es um den Aufbau einer Welt geht, in der sie eines Tages zu leben, zu arbeiten und Verantwortung zu tragen haben.

Wo junge Menschen mit älteren sprechen wollen, wo sie Vorschläge für Reformen vorlegen, machen sie häufig die Erfahrung, daß sie zwar freundlich angehört werden, aber kaum etwas getan wird, um ihre Vorschläge ernsthaft zu prüfen, geschweige denn, sie zu verwirklichen.

3. Kritik an der Funktionsfähigkeit der parlamentarischen Demokratie

Wie in allen anderen Ländern führen die Erfahrungen der jungen Menschen in ihren eigenen Lebensbereichen — wie Elternhaus, Schule, Hochschule und Betrieb — zu einer Kritik am gesellschaftlichen System und seiner politischen Verfassung. In all diesen Bereichen wird von Demokratie gesprochen, während gleichzeitig neben diesen Bekenntnissen vielfach autoritär verfahren wird. Aussage und Verhaltensweise der Älteren stehen in einem nicht zu übersehenden Widerspruch. Gerade diese Erfahrung erklärt, warum viele junge Menschen die Bildung der Großen Koalition als ein Zeichen einer unmittelbaren Bedrohung der Demokratie in der Bundesrepublik ansahen. Immer war ihnen gesagt worden, wie wichtig das Wechselspiel zwischen

Regierung und starker Opposition sei, und nun war letzteres auf die kleine FDP zusammengeschrumpft. Linke Studenten witterten Verrat am Sozialismus und stellten die Frage: „Ist die SPD für Linksintellektuelle überhaupt noch wählbar?“ Zum erstenmal konnte sich der SDS mit seiner Warnung vor einer „Faschistisierung“ der Bundesrepublik auch in breiteren Kreisen und im Ausland Gehör verschaffen. Auch Vertreter der älteren Generation empfanden die Bildung der Großen Koalition als eine Gefahr; denn hier schien sich in der Tat etwas zu vollziehen, was auf dem Hintergrund unserer historischen Entwicklung gefährlich erscheinen mußte. Wieder einmal wurde, so schien es vielen, ausgehend von der Gefahr beschwörender Theorie „Wir sitzen alle in einem Boot“, der Gedanke der Vielfalt, der notwendigen Differenzierung, der Konfliktbejahung, dem Gedanken der Einheit, der Geschlossenheit und der Harmonie geopfert. Und dies zu einem Zeitpunkt, zu dem die Funktionsfähigkeit des Parlamentarismus diskutiert wird — und dies nicht nur von jungen „linken“ Intellektuellen. Eine Reihe von Fragen wurde und wird weiterhin diskutiert:

Funktioniert der Prozeß der politischen Willensbildung eigentlich noch? Kann er unter den Bedingungen moderner Industriegesellschaft überhaupt noch funktionieren?

Wie kann der einzelne konkreter an der Willensbildung beteiligt werden?

Verständlicherweise werden die Parteien in diese kritischen Fragestellungen mit einbezogen. Sind sie nicht zu sehr auf eine Zentralisierung aller politischen Entscheidungen bedacht, wodurch der Abstand zwischen Parteiführung und Parteivolk einerseits und die Entfremdung zwischen Partei und Staatsbürger andererseits immer größer werden muß? Wird ihre Funktionsfähigkeit nicht durch Selbstgefälligkeit und durch einen Mangel an geeigneten Führungskräften beeinträchtigt?

4. Kritik am Wirtschaftssystem

Neben der Kritik junger Menschen an dem politischen Bewußtsein und dem autoritären Verhalten der Älteren, an der Schule und Hochschule und an der Funktionsfähigkeit der parlamentarischen Demokratie richtet sie harte Kritik gegen die Sozialordnung der Bundesrepublik und hier vor allem gegen das kapitalistische Wirtschaftssystem. Diese Kritik wird besonders von einer kleinen Gruppe vorgetragen, die weitgehend mit dem SDS und seinen Mitläufern identisch ist. Diese Gruppe hat eine revolutionäre Theorie entwickelt, die marxistische Gedankengänge mit Analysen zeitgenössischer Gesellschaftskritiker wie Ernst Bloch und Herbert Marcuse verbindet. In dieser Theorie wird die Sozialordnung der Bundesrepublik als „profit- und herrschaftsorientierte Vergeudungsgesellschaft“ bezeichnet, und zwar wegen ihrer „ungeheuren toten Kosten“, „ihrer Rüstung“, „ihrer Verwaltung und Bürokratie“, ihrer „unausgenutzten Industriekapazitäten“ und „ihrer Reklame“. Sie wird unter die Gesellschaften eingereiht, die sich eine „systematische Kapitalvernichtung“ leisten, während zwei Drittel der Menschheit nicht einmal ausreichend ernährt werden. Eben diese Gesellschaft — so behauptet diese Theorie weiter — verhindere die Demokratisierung,

weil die in ihr Herrschenden gegen eine ausreichende Kontrolle wirtschaftlicher und politischer Macht sind, weil sie Mitbestimmung nicht zulassen und damit Selbstbestimmung verhindern.

Es ist hier nicht der Ort, die gesamte Theorie darzustellen und sich kritisch mit ihr auseinanderzusetzen, worauf es mir ankommt, ist, sichtbar zu machen, daß diese Theorie von vielen jungen Menschen in ihren Grundzügen oder aber in Teilen für richtig gehalten und damit bestimmend für das eigene politische Verhalten wird.

5. Kritik am Bildungswesen in der Bundesrepublik

Vielen jungen Menschen erscheint das Bildungswesen stärker an der Vergangenheit als der Zukunft orientiert zu sein.

Kritisiert werden die Organisation, die Lehrinhalte und die Methoden sowie eine unzeitgemäße Lehrerausbildung und -fortbildung. Hinzu kommt, daß das Bildungswesen nicht den Erfordernissen der Sozialstaatlichkeit entspricht, sondern eher mit dazu beiträgt, restaurativen Tendenzen Vorschub zu leisten.

Die jungen Menschen erkennen zunehmend, welche Bedeutung eine zeitgemäße Bildung für sie selbst und für die Gesellschaft hat. Deshalb drängen sie in Schule und Hochschule auf Veränderung.

Welche Wirkungen hat der Aufruhr der Jugend bisher in der Bundesrepublik gehabt?

1. Die Älteren, vor allem Eltern, Lehrer und Politiker, sind von diesem Aufruhr betroffen, weil in ihm etwas zum Ausdruck kommt, was man selbst jahrelang vermißt und immer wieder gefordert hatte: ein politisch-gesellschaftliches Engagement junger Menschen. Die Betroffenheit der Älteren rührt daher, weil die jungen Menschen nicht bereit sind, sich lediglich für die Erhaltung des politisch-gesellschaftlichen status quo einzusetzen, sondern diesen selbst in Frage stellen. Die Älteren sind überrascht, daß dieses Engagement kein blindes, unkritisches ist, sondern kritische Reflexion zur Voraussetzung hat. Die ältere Generation selbst mit ihrem Denken und Handeln sowie die von ihr geschaffenen Institutionen stehen im Mittelpunkt der Kritik. Alles das, was vielfach unangefochten als gut und richtig galt, wird nun in Frage gestellt. Erschrocken stellen die Älteren fest, daß Lebensalter und die darin gewonnene Erfahrung alleine als Begründung von Autorität und Führungsanspruch nicht mehr ausreichen. Sie machen die Entdeckung, daß sie sich befragen lassen müssen und daß nur sachliche Antworten akzeptiert werden. Schon diese Einsicht hat trotz der Kürze des Aufruhrs der jungen Generation zu einer wesentlichen Veränderung des Umgangs der Generationen geführt und damit zu einer Auflockerung in vielen Bereichen.

In Elternhaus, Schule, Hochschule, Verbänden, Parteien und Kirchen entsteht ein neues Klima, das begrüßt, aber auch gefürchtet wird. Begrüßt von all denen, die sich für den Fortgang der Demokratisierung einsetzen, gefürchtet von all denjenigen, die sich in dem Spannungsfeld von Freiheit und Ordnung immer noch für letztere

entscheiden.

2. Der Aufruhr der Jugend hat dazu geführt, Fragen der Innen- und Außenpolitik, der Sexualität, Kunst, Philosophie und Religion von Tabus zu befreien und offener und freimütiger zu diskutieren. Daß notwendige Grenzen überschritten werden, ist vielfach darauf zurückzuführen, daß einerseits der Umgang mit den neu gewonnenen Möglichkeiten ungewohnt ist und andererseits das ungestrafte Überschreiten von bisher gültigen Grenzen zum Ausbrechen in unbekannte Weiten verlockt.

3. Der Aufruhr der Jugend hat dazu geführt, das Verhältnis zur Jugend neu zu überdenken und Versuche zu unternehmen, es neu zu bestimmen. Langsam, für viele viel zu langsam, setzt sich die Einsicht durch, daß Jugend nicht als Objekt betrachtet werden darf, sondern in ihrem Emanzipationskampf unterstützt werden muß. Immer häufiger mehren sich Stimmen, die dafür eintreten, den Interessengegensatz zwischen den Generationen zu sehen, anzuerkennen und bereit zu sein, der Absicht der jungen Generation zu entsprechen, ihre Interessen als gleichberechtigte Partner zu vertreten. Es beginnt eine Diskussion, der es darum geht, eine neue Definition des Jugendalters zu finden, die nicht pädagogisch, sondern politisch zu begründen ist. Immer mehr Erzieher fragen sich kritisch, ob es Aufgabe der Pädagogik ist, bloßer Agent der Gesellschaft zu sein, und ob nicht auch Didaktik und Methodik der Jugenderziehung neu bestimmt werden müßten.

4. Das Engagement junger Menschen für die Zukunft hat viele Ältere nachdenklich gemacht und sie einsehen lassen, daß es mehr als bisher darauf ankommt, sich nicht der Notwendigkeit zu entziehen, Zukunftsvorstellungen zu entwickeln und sich für ihre Verwirklichung einzusetzen.

5. Die Kritik junger Menschen an der Funktionsfähigkeit der parlamentarischen Demokratie hat nicht nur Politiker, sondern auch viele Bürger auf die in der Tat vorhandenen Schwächen aufmerksam gemacht. Die ständigen Auseinandersetzungen haben der älteren Generation klar vor Augen geführt, daß es nicht ausreicht, sich aus Bequemlichkeit oder aus Interessellosigkeit zum parlamentarischen System zu bekennen, ohne gleichzeitig bereit zu sein, sich sachkundig und kritisch damit auseinanderzusetzen. Das ist gerade in unserer Situation der Bundesrepublik deshalb positiv zu werten, weil auch das parlamentarische System zum Scheitern verurteilt ist, wenn es sich statisch begreift und nicht als ständigen Prozeß, der jederzeit kritischer Überprüfung und Weiterentwicklung bedarf.

6. Der Aufruhr junger Menschen hat dazu geführt, die Bedeutung der Mitbestimmung im Prozeß der Demokratisierung zu erkennen und ernsthaft Möglichkeiten ihrer Verwirklichung zu diskutieren und durchzusetzen. Die Bereitschaft der Parteien, das Wahlalter auf 18 Jahre herabzusetzen, ist eine erste unmittelbare Folge des Aufbegehrens junger Menschen. Ebenso sind in letzter Zeit erste Ansätze einer konkreten Mitbestimmung in Schule und Hochschule zu erkennen.

7. Der Aufruhr der Jugend hat dazu geführt, sich intensiver darum zu bemühen, den Auftrag des Grundgesetzes nach Verwirklichung der Sozialstaatlichkeit in der Bundesrepublik zu erfüllen. Das hat zur Folge, daß stärker als bisher Fragen der Konzentration wirtschaftlicher Macht, des Eigentums und der Vermögensbildung, der Mitbestimmung und der Durchsetzung der Forderung nach Gleichheit der Bildungschancen diskutiert und Lösungsvorschläge erarbeitet werden.

8. Der Aufruhr der Jugend als internationale Erscheinung hat der älteren Generation zum Bewußtsein gebracht, daß es nicht nur darauf ankommt, die Lösung von Problemen in dem eigenen engsten Bereich zu lösen, sondern auch bereit zu sein, an Lösungen von Problemen in Bereichen verantwortlich mitzuwirken, die sich weit entfernt an anderen Stellen dieser Welt als notwendig erweisen.

9. Der Aufruhr der Jugend — insbesondere seines radikalsten Teiles (SDS und seine Mitläufer) — hat viele Bürger in diesem Lande verschreckt. Der Gebrauch einer marxistischen oder pseudomarxistischen Terminologie läßt viele befürchten, es hier mit Wegbereitern des Kommunismus zu tun zu haben. So wird die schon totgeglaubte Einstellung des Antikommunismus aus der Zeit des Kalten Krieges neu belebt. Diese aufgeschreckten Bürger sind der Meinung, daß hier keine Diskussionen, sondern nur ein harter Zugriff der Regierung und ihrer Ordnungshüter helfen kann. Je weniger nun von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht wird, um so stärker wird der Ruf nach Ordnung und Sicherheit bei dieser Gruppe. Hier nun bietet sich die Rechte mit dem Versprechen an, Ruhe und Ordnung wiederherzustellen und zu sichern.

Das bedeutet, daß die aufrührerische Jugend besonders dort, wo sie zu undemokratischen Mitteln greift, die dunklen Absichten der Rechten fördert. In welchem Umfang das tatsächlich der Fall ist, werden die nächsten Bundestagswahlen und die folgenden Kommunal- und Landtagswahlen zeigen.

Trotz dieser nicht zu übersehenden negativen Folge des Aufruhrs der Jugend behaupte ich, daß die positiven Folgen bei weitem die negativen überwiegen. Allerdings: Der Aufruhr der Jugend wird weitergehen und sich in dem Ausmaß verschärfen, in dem notwendige Reformen unterbleiben und gesellschaftliche Defizite nicht ausgeglichen werden. Es ist dann zu befürchten, daß große Gruppen der reformwilligen Jugend abgedrängt werden in Radikalität und der Gesellschaft ihre konstruktive Mitarbeit verweigern. Notwendigerweise würde es dann zu einer Verhärtung auf beiden Seiten kommen. Dies ist die große Gefahr.

Was kann man und was muß man aber nun tun, um diese Gefahr abzuwenden? Wichtig ist in erster Linie die Bereitschaft zur offenen Diskussion aller anstehenden Probleme. Die Diskussion muß sachlich und rational geführt werden und darf nicht taktischen Erwägungen folgen. Damit wäre gewährleistet, daß die junge Generation am Diskussionsprozeß und damit am Gestaltungsprozeß beteiligt wird. Bezieht man sie ernsthaft in alle Überlegungen über Gegenwart und Zukunft der Gesellschaft mit

ein und gibt man ihr gleichzeitig Raum für verantwortungsvolles Engagement, wird diese junge Generation ihre Bereitschaft zur Mitarbeit nicht versagen. Allerdings, die Zeit drängt.

Tondern und das Dänisch-Deutsche Treffen 1969

I

Mine damer og herrer! Meine Damen und Herren!

Det er første gang, at byerne Tønder, Aabenraa, Haderslev og Sønderborg indbyder til et fælles kaffebord som i aften. Derfor er vi sikkert glade for ved denne lejlighed at kunne stille spørgsmaalet om stævnets formaal og ofre et par minutter paa dets besvarelse.

Wenn Tondern, Apenrade, Hadersleben und Sonderburg zum Kaffee einladen, freuen wir uns darüber, für einen Augenblick nach dem Sinn des heutigen Treffens fragen zu können und eine Antwort zu versuchen.

Men først et par ord om Tønder. For omtrent 100 aar siden beskrev en tysk journalist byen. Han syntes ikke om de store, flade og grønne marker uden træer, han maatte igennem for at komme til byen, men lovpriser den som en festlig plet i denne ensomhed. Han skildrer de renlige gader og er optaget af borgernes sympatiske og joviale væsen. Selv husker jeg som 6aarig dreng mine første ophold hos min bedstemoder i Strucksallee, og den helt store oplevelse var den, at der kom vand ud af væggen i køkkenet. Det kendte vi ikke i Tinglev, der havde vi kun en pump. Og saa var der et ord eller rettere to — jeg husker, det var: Marschbahnhof (sikkert saadan nævnt efter Hotellet Marschbahnhof) og Tondern-Nord.

Ich erinnere mich als sechsjähriger Junge, davon überwältigt gewesen zu sein, daß hier in Tondern bei meiner Großmutter in der Küche aus der Wand Wasser floß, während wir in Tingleff doch nur eine Pumpe hatten. Und dann glänzen in meiner Erinnerung die Worte „Marschbahnhof“ und „Tondern-Nord“. Welch ein Klang in dem Worte „Marschbahnhof“: etwas von dem Rhythmus der großen weiten Welt schien es mir zu enthalten. Tondern-Nord war der zweite Bahnhof, und ein wenig wehmütig wird einem ums Herz, wenn man um sein weiteres Bestehen heute fürchten muß.

Og endnu en erindring som passende kunne føre os til selve emmet. Tønder havde som mange andre nordslesvigske kommuner omkring 1920 egne penge — nødpengesedler af forskellig værdi. Femmarksedlen minder om kniplingeindustrien, 25-penningsedlen om Guldhornene, og 20-penningsedlen om de gode gamle dage.

Ich spreche von den Notgeldscheinen, die Tondern 1920 herausgab. Zwei von ihnen erscheinen mir der Erwähnung wert. Der 25-Pfennig-Schein erinnert an den Gang der Geschichte mit der Abbildung des Goldenen Hornes von Gallehus und der 20-Pfennig-Schein läßt die behagliche, punschdampfende Gemütlichkeit der guten alten Zeit wieder erstehen, die dem deutschen Journalisten vor 100 Jahren die Bürger Tonderns schon so sympathisch gemacht hatte.

II

Der Gang der großen Geschichte — die Intimität der kleinen Stadt — das Nachbarschaftsverhältnis ihrer aus dem Jütischen, dem Friesischen und dem Deutschen kommenden Bürger! Meine Damen und Herren! Soviel Stichworte, soviel Themen. Befürchten Sie keine rednerischen Exzesse an dieser Stelle zu dieser Stunde. Aber lassen Sie mich daran erinnern, daß durch die Stadt Tondern wie durch die anderen Städte und Dörfer des Grenzraumes die große Geschichte hindurchging — mit ihrer Not, ihrem Druck, ihrem Kampf, aber auch mit ihren dem Leben Farbe gebenden Elementen, die große Geschichte der deutsch-dänischen Auseinandersetzungen. Neben Streit und Bosheit entwickelten sich in den verschiedenen Phasen aus jenem schleswigschen Humusboden, der seit eh und je die Aufmerksamkeit politischer Bakteriologen erregt hat, echtes mitmenschliches Verhalten und in Notfällen tatkräftige Hilfe und nicht zuletzt ein schöner, die Menschen hierzulande verbindender Hang, die Dissonanzen des Alltags in Humor aufzulösen. Ein Ergebnis der Geschichte sind die deutsche Volksgruppe auf dänischem Staatsboden und die dänische Volksgruppe auf deutschem Staatsboden. Derjenige, der den besonderen Charakter des Grenzraumes kennt, muß wünschen, daß diese beiden Gruppen sich auch in der Zukunft fruchtbar entwickeln.

Jeg skal ikke holde foredrag i aften, men lad mig minde om, at de jyske, frisiske og tyske borgere i denne by fandt frem til et godt naboforhold i historiens forløb, at de stredes, men at de ogsaa hjalp hinanden — ogsaa i vore dage. Tyskerne i Nordslesvig og danskerne i Sydslesvig lever idag trygt i de respektive stater med deres borgerlige rettigheder, og man bør ønske de to grupper en god fremtid, saa man stadig hører grænsens melodi.

III

Was will das dänisch-deutsche Treffen? Vor rund zweihundert Jahren tauchen unter dem Namen der Tonderaner zwei auf, die bis heute ihren Klang behalten haben: Gerstenberg und Brorson. Der eine, Gerstenberg, war ein Schriftsteller, dessen Wirken sowohl für die deutsche als auch für die dänische Literatur eine nicht geringe Bedeutung erhielt.

Gerstenberg trat zum Kampf gegen voreingenommene Meinungen an. Der andere, Brorson, wurde einer der großen Dichter dänischer Kirchenlieder. War Gerstenbergs Wirken naturgemäß auf einen kleineren Kreis beschränkt, so wurde Brorsons religiöse Lieddichtung innerer Besitz sehr vieler, und zwar dänischer und deutscher Menschen. Gemeinsam war beiden, daß sie eigene Gedanken und Überzeugungen besaßen, für deren Verbreitung sie nach Kräften eintraten. Und darum kann jede Generation von diesen beiden Männern aus Tondern lernen.

Jeg mener, at vi den dag idag kan lære af Gerstenberg og Brorson, fordi de havde

deres meningers mod. At det ankommer paa dette mod, har verden ogsaa i høj grad lært af danskeren Kierkegaard. Sandhed er dette at leve for en idé, siger Kierkegaard. Er vore dages sandhed og idé ikke den, at vi skal være villige til at leve med historiens ofte tunge fragt og alligevel søge frem til en ny og bedre mere objektiv fremtid end nationalismens tidsalder gav os?

Was will dieses Treffen, was will dieser Kaffeetisch? Er will ein Beweis dafür sein, daß die Menschen des Grenzlandes miteinander sprechen wollen und können. Das war in den letzten hundert Jahren keineswegs selbstverständlich.

Das Treffen will ferner die Kenntnisse über wichtige Fragen beider Nationen vertiefen, so daß bessere Voraussetzungen für ein sachliches Gespräch im Kleinen wie im Großen gegeben sind. Sehr viel weiß der dänische Bürger nicht über Deutschland und sehr viel weiß der deutsche Bürger nicht über Dänemark.

Unter den Angehörigen beider Minderheiten sind aus manchen Gründen auch noch verzeichnete Bilder in verbitterte Herzen eingetragen. Aufklärung tut not. Wir leben nicht mehr auf Inseln in dieser Welt.

Dieses Suchen des Gesprächs ist nicht mit sentimentalem Gerede zu verwechseln. Wenn eines der guten Ergebnisse solcher Treffen dies ist, daß der Deutsche deutscher, der Däne dänischer durch sie wurde und dennoch besser informiert und fortan wohlwollender über seinen Nachbarn denkt, dann haben sie ihren Zweck erfüllt. Zur Eröffnung der ersten Flensburger Tage 1954 formulierte es Thomas Andresen so: „Wir wollen uns mit dieser Veranstaltung weiß Gott nicht in die Politik stürzen. Wir geben uns aber der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß kein Politiker unsere Bemühungen übersieht.“ Ich glaube, daß wir hier am Kern der Sache angelangt sind. Die bisherigen Programme und Veranstaltungen wurden von den Vertretern einer konstruktiven Politik in beiden Ländern nicht übersehen, worüber man Genugtuung empfinden kann. Wenn der interessante Wunsch nach aktuelleren Themen der engeren Grenzlandschaft an die für das Programm verantwortlichen kommunalen Parlamentarier zu beiden Seiten der Grenze herangetragen wird, dann wird jede fruchtbare Anregung sicherlich aufgegriffen werden. Sie sind zuständig — und dies scheint mir das neue und entscheidende Element dieses Treffens zu sein. Die Gemeinden sind die Verkörperung des lokalen politischen Willens; in ihren Parlamenten sitzen deutsche und dänische Abgeordnete, die es als eine Aufgabe erkannt haben, die Voraussetzungen dieser Treffen und Tage zu schaffen. Sie unterstützen dadurch die Politik der Regierungen in beiden Ländern.

Dette møde er et bevis paa en fælles vilje at komme paa talefod med hinanden. Gennem dets foranstaltninger øges den viden, vi har om hinanden, og dette er en bydende nødvendighed. Men lad os ikke blive sentimentale. Naar danskerne bliver mere dansk og tyskerne mere tysk gennem et saadan samvær og naar begge tillige bliver bedre informeret og dermed ogsaa mere velvillige i den gensidige bedømmelse, saa er vi naaet et godt stykke frem. Thomas Andresen sagde i 1954 i Flensborg: vi vil

ikke drive politik med disse møder, men vi haaber, at ingen politiker vil overse vore anstrengelser. Det er det, der er sket. Naar man ønsker problemer af grænselandets dagligdag sat under debat, saa vil sikkert de folkevalgte byraandsmedlemmer være taknemmelige for enhver god idé. Det nye er, at det er kommunerne med deres danske og tyske medlemmer, der er ansvarlig for disse møder, det vil sige for et lokalt bidrag til de to landes regeringspolitik.

Meine Damen und Herren! Ich begann auf dänisch, lassen Sie mich auf deutsch enden. Wir sind heute Gäste am gemeinsamen Kaffeetisch. Dafür möchten wir uns bedanken. Wir richten diesen Dank an die Herren Bürgermeister der vier gastgebenden Städte. Wenn die Geschichte dieser Begegnungen einmal geschrieben wird, dann wird man mit Respekt und Dank die Namen Johann Paulsen, Erik Jessen, Peter Olesen und Anders Andersen nennen, die, unterstützt von der Umsicht und der Tatkraft ihrer Mitarbeiter Ludvig Nielsen und Tage Madsen, Neuland betreten. Ihnen und allen ihren Helfern ein herzliches Dankeschön — *Hjertelig tak!*

Dänisch-Deutsche Tage 1969 (Ein Kommentar des NDR)

In Tondern gingen heute abend mit der so typischen nordschleswigschen Kaffeetafel die „Dänisch-Deutschen Tage 1969“ zu Ende. Für eine Bilanz ist es gewiß noch zu früh, und mir will es auch scheinen, als ob sich derartiges auch gar nicht bilanzieren ließe. Doch um beim Bild zu bleiben, die Aktiva und die Passiva, wie sind sie heute hier oben im Grenzland verteilt? Was ist im Laufe von anderthalb Jahrzehnten aus einer Einrichtung geworden, die zu einer Zeit entstand, in der heute Selbstverständliches mühsam und nur mit zarter Hand verwirklicht werden konnte?

Es hat sich gelohnt! Und es hat Früchte getragen, wenn sie auch keiner Seite wie reife Äpfel in den Schoß gefallen sind. Das durfte auch niemand erwarten. Die Realisten haben langsam Schritt für Schritt tun müssen, im Dauerlauf war der Brückenschlag nicht zu erreichen. Wen wollte das wundern? Geduld und Beständigkeit, Toleranz und der Wille zu einem Neuanfang haben sich ausgezahlt. Nur ließe sich hinzufügen: Da treffen sich ja doch immer wieder dieselben, da wird doch nur oberflächlich kontaktet, geredet und freundlich genickt. Der flüchtige Betrachter mag es so sehen, er beweist damit aber nur, daß er nicht einmal die Oberfläche abzutasten in der Lage ist. Die so arg strapazierten Vokabeln „Nachbarschaft, friedlicher Wettstreit, Entspannung und Verständnis“, sie haben eben doch einen Wandel erfahren, der von historischer Bedeutung ist. Zwischen Kopenhagen und Bonn vollzog er sich auf höchster Ebene, Kiel sei dabei nicht vergessen. Daß die „Dänisch-Deutschen Tage“, abwechselnd in Flensburg oder in einer der vier nordschleswigschen Städte: Apenrade, Hadersleben, Sonderburg oder Tondern ausgerichtet, daß diese Begegnung sich so bewährte, unterstreicht im nachhinein noch die Notwendigkeit ihrer Begründung und sollte an jene erinnern, die vor 15 Jahren den Mut dazu fanden.

Über das Programm solcher Treffen, über Themen oder Referenten mag man streiten, über Auftrag und zwingende Notwendigkeit allerdings darf es keine Zweifel geben. Mit einem Dank an das gastgebende Tondern und seinen Bürgermeister Paulsen sei die Hoffnung ausgedrückt, daß beim Wiedersehen in Flensburg der Schlagbaum an der deutsch-dänischen Grenze weiter an Bedeutung verloren haben wird. Für die Politiker beider Seiten ein schwieriges aber lohnendes Vorhaben. Und für die aus dem nördlichsten deutschen Bundesland sei zum Schluß noch ein Wort von Innenminister Dr. Hartwig Schlegelberger angemerkt: „Die Kursnadel, die die politische Aufgabe Schleswig-Holsteins bestimmt, zeigt nach Norden.“

R. H. Wecken

Dieses Grenzfriedensheft 4/1969 enthält, wie schon in der Einleitung dargelegt, alle Vorträge des

Dänisch-Deutschen Treffens 1969 bis auf die Sprachplauderei von Distriktsschulinspektor a. D. Dirks, Krusau, auf dessen Wiedergabe wir aus Platzgründen leider verzichten mußten, ebenso mußten deshalb wegfallen die Neuen Schleswigschen Literaturbriefe, die dafür in erweiterter Form und unter besonderer Berücksichtigung der Abstimmung 1920 im ersten Heft des Jahres 1970 erscheinen werden. — Wir wünschen allen unseren Lesern und Freunden ein frohes Weihnachtsfest und ein friedliches neues Jahr 1970.

Die Red.

DAS PROGRAM DER DÄNISCH-DEUTSCHEN TAGE 1969

DONNERSTAG, 25. SEPTEMBER 1969:

Morgenandacht in der Christkirche in Tøndern

Rudolf Arendt, Pastor der dänischen Gemeinde; G. Wildgrube, Pastor der deutschen Gemeinde.

An der Orgel: Mogens Melbye.

Eröffnung des Treffens im Hotel Tønderhus

Das Schleswigsche Streichquartett:

Carl Nielsen: Quartett g-Moll, Op. 13, 1. Satz.

Begrüßung: J. J. Paulsen, Bürgermeister, Tøndern.

Grußworte: Dr. Leon Jensen, Stadtpräsident, Flensburg; Dr. Hartwig Schlegelberger, Innenminister, Kiel.

Das Schleswigsche Streichquartett:

Robert Schumann: Quartett F-Dur, Op. 41, Nr. 2, 1. Satz.

Vorträge:

Fritz René Allemann, Redakteur:

Wandlungen der deutschen Mentalität seit dem zweiten Weltkrieg.

Carl Erik Sørensen, Prof. an der Handelshochschule Kopenhagen:

Dänische Ökonomie und der europäische gemeinsame Markt.

Dr. Rolf Stödter, Universitätsprofessor in Hamburg:

Die Zukunft der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft.

Sinfoniekonzert in der Tøndernhalle

Nordmark-Sinfonie-Orchester, Flensburg, Sønderjyllands Sinfoniorkester,

Leitung: GMD Professor Heinrich Steiner, Flensburg.

Rued Langgaard (1893—1952)

Sinfonie Nr. 7

Ludwig van Beethoven (1770—1827)

Sinfonie Nr. 3 Es-Dur, Op. 55 (Eroica)

FREITAG, 26. SEPTEMBER 1969:

Vorträge:

Asger Baunsbak-Jensen, Direktoratet for ungdomsundervisningen, Kopenhagen:

Perspektiven im Schulunterricht mit besonderer Berücksichtigung der Erwachsenenbildung.

Dr. Kurt Meissner, Direktor der Volkshochschule Hamburg:

Die deutsche Volkshochschule in Gegenwart und Zukunft.

H. Engberg-Pedersen, Hochschulvorsteher, Askov:

Aufruhr der Jugend als Element der Auseinandersetzung zwischen den Generationen.

Joachim Oertel, Direktor der Grenzakademie Sankelmark:

Aufruhr der Jugend — Versuch einer Deutung.

Kaffeetafel in der Tøndernhalle.

Dr. H. P. Johannsen, Flensburg:

Tøndern und das Dänisch-Deutsche Treffen 1969.

D. Dirks, Distriktsschulinspektor a. D., Krusau: Plauderei über die Sprache im Grenzland.

Vorführung von Volkstänzen

Sønderborg Amts Folkedansere

De alsiske Spillemand (Musikbegleitung)

Musikalische Unterhaltung

Harmoniorkester „Kærne“, Aarhus.

Abschluß